

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Wie ich lernte

Birt, Theodor

Leipzig, 1929

Der Gymnasiast

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6727

Der Gymnasiast

In die Gelehrtschule

Ich hatte von der Schleidenschen Schule Abschied genommen mit einer obligaten Abschiedsrede, wie sie der Primus der obersten Klasse beim Abgang zu halten pflegte. Ich sprach ungern und gewiß auch ohne Effekt. Alles öffentlich Demonstrative ist mir fremdartig, und ich merkte schon damals, daß ich zum Redner nicht taugte. Mit Dr. Schleiden aber blieb ich auch hernach in naher Fühlung. Man führte damals noch ein Album, und er hat mir herrliche Sprüche hineingeschrieben.

Was nun folgte, war die größte Anstrengung meines Lebens, den Anlauf zu nehmen zum Sprung ins Gymnasium. Es sollte ein Hochsprung werden, und wehe mir, wenn er mißlang! Denn ich mußte dort gleich in die oberen Klassen zu gelangen versuchen und war doch auf dem Standpunkt des Quartaners. Die Hausarbeit sollte es schaffen. Die wichtigsten Lexika schenkte mir gleich der Hausfreund, Herr Heerup. Ein Privatlehrer aber mußte mich einpauken. Es war ein junger schneidiger Mensch, dem ich viel, viel verdanke, und es ist mir ein großer Kummer, daß sein Name in meinem Gedächtnis erloschen ist. Auch mein Vater, der mit ihm, als er sich meldete, verhandelte und dabei den Preis der Stunden leider und zwar in meiner Gegenwart herunterzudrücken suchte, als würde ihm eine Ladung Buchweizen offeriert, hat seinen Namen in sein Tagebuch nicht eingetragen.

Den Verlauf der Arbeit schildere ich nicht. Es war Schnell-

presse, und ich lernte das Nötigste hinzu: Lektüre in Latein und Griechisch; dazu Formenlehre und Satzlehre. Julius Cäsar, Curtius Rufus, Ovid, Xenophon wurden übersetzt, auch schon Stücke aus der Odyssee. O diese griechische Sprache! Gewiß eine der schönsten Schöpfungen des Völkerlebens, aber für den Anfänger ein Ungetüm! Hundert Regeln stehen in der Grammatik und dazu tausend Ausnahmen. Ganze Register von Formen des Zeitworts werden heruntergeschnurrt, oder man muß das Schema wissen und dann die Formen hübsch selber bilden. Eine Plage, jawohl, aber als Gehirn-massage und Geduldsprüfung wundervoll.

Jede Abhärtung in der Jugend, auch die geistige, ist heilsam, da sie nachwirkt bis ins Alter, und das Lernen des Schülers ist keine bequeme Einspritzung von Kenntnissen; sie ist erst recht nicht zur Unterhaltung und zum Vergnügen da, wie es heut von den Weichlingen gepredigt wird, sondern zur Übung in der Überwindung von Schwierigkeiten, die den Willen stählt. Je mühsamer, je besser: das habe ich an mir selbst erfahren. Mein Lehrer hetzte famos; er behandelte mich mit Ironie, ja, bissig wie ein Fleischerhund das Kalb, das seinen Weg nicht findet, und stülpte höhnisch die Unterlippe vor, wenn ich im Begreifen zu langsam war.

Julius Cäsar baute im Jahre 55 v. Chr. die erste Brücke über den Rhein, beschreibt selbst die Sache in seinem Werk über den Gallischen Krieg und teilt dabei alles Technische des antiken Brückenbaus mit. Welcher Anfänger im Latein kann das gleich verstehen, wenn er da von Pfählen und Balken und Bolzen, Querhölzern und Latten liest und wie sie zusammengesetzt wurden, um dem Strom zu widerstehen? Es war eine in zehn Tagen improvisierte Holzbrücke. Mich vexierte das sehr, und es ärgerte mich überdies, daß Julius Cäsar da den Ingenieur nicht nennt, der den Bau geleitet haben muß. Ob er seinen Namen so vergessen hatte, wie ich den Namen meines Lehrers, der mir die Brücke zum Gymnasium baute? Dieser aber tat das Werk nicht in zehn Tagen.

Körperlich bekam mir diese Presse indes übel; ich meine das Presto in der Arbeit. Ich wurde unter ihr ein Blaßgesicht, ein schmales, schlaffes Gebilde und habe das lange Zeit nicht überwunden, ein Stubenhocker, der wie die Schnecke lebt, die nicht aus ihrem Haus kann, müde wie die Fliege im November, die an der Zimmerwand klebt. In der Stube war Gasbeleuchtung; in meine Tisch- und Arbeitslampe aber wurde das Gas durch einen Schlauch geleitet; die Lampe stand meinem Schädel zu nah, wenn ich studierte, und die Glut, die auf mich eindrang, und der fatale Gasgeruch, der am Schlauch haftete, verursachte mir Schwindel und Kopfweg, daß ich keinen Nachtschlaf mehr fand.

Aber ich hielt durch und das Ziel wurde erreicht. In der Gelehrtenschule, in einem Raum voll leerer Bänke, saß ich allein (März 1868). Fremde Herren traten herein, und ich wurde examiniert. Mit welchem Ergebnis? Ich zitterte vor Aufregung. War es Untersekunda? Nein, gleich in die Obersekunda wurde ich aufgenommen. War das wirklich wahr? Es ging über alles Hoffen. Ich würde also nur drei Jahre Gymnasiast und dann schon Student sein. Es war so. Ob etwa Dr. Schleiden das befürwortet hatte? Und ob er so einflußreich war? Ich bildete mir das ein, da ich die Prüfung zu leicht fand.

*

Gelehrtenschule! wie akademisch das klingt! und Staatsschule dazu. Bisher war das Lehren und Lernen intim und wie eine Privatveranstaltung gewesen; jetzt lehrten Beamte, die dem Staat verantwortlich, und alle Schülersgesichter sahen schon so wissend aus. Ich konnte schon merken: das da ist ein Theologengesicht; der da wird Assessor oder Staatsanwalt; da sitzt etwas Philologenhaftes und daneben einer, der zückt das Taschenmesser und spitzt seinen Bleistift so gewandt, als wäre er ein Mediziner und wollte amputieren. Ich allein sah nach nichts aus; denn ich wußte eigentlich absolut nicht, was ich schließlich werden wollte.

Auch der Schulweg so anders! Nicht mehr mit dem Ranzen. Der Bücherriemen genügte. Aber auch nicht mehr über die schönen Wallanlagen, sondern über den alten Steindamm galt es zu traben, wo alles Dunst und Enge, wo es aus den Haustüren nach Speck, nach Fischen und Käse roch, die Karren sich drängten, der schwerleibige Omnibus wie schlaftrunken einherwankte und man links in die schmalen Gänge wie in Ritzen hineinsah, wo das Kleinvolk zusammengepreßt wie im Gängeviertel wohnte; an der Jacobikirche vorüber, wo in einem Schuppen der bekannte Antiquar, der Schartau, hauste, der da seine alten Scharteken verkaufte, billige, abgegriffene Bücher, die so etwas nach Moder rochen: hier der ganze Shakespeare englisch in einem Bande, Großoktav, da ein Luciandruck, ein Klopstock, ein Leben Leos X. Wie lockend! Es kam nur darauf an, ob das Taschengeld reichte.

Und dann stand schon auf dem Speersort der Schulbau selbst vor mir, fremdartig wie eine Helleneninsel im Straßenmeer des Alltäglichen, ein Bau ohne Firmenschild und auch ohne Kochherd; also ideal. In der Tat, antikisierender Stil, auch kein nackter Backstein, sondern heller Stuckbewurf wie Sandsteinimitation, und alles überraschend weit, mit Raumverschwendung in dieser Stadt der Enge. Auch nicht speicherartig hoch; vielmehr feiert hier der Horizontalbau seinen Triumph in langer Streckung, und er wirkt vornehm, stammend aus dem Jahre 1840 und ein Werk desselben Zeitgeistes, der auch Hamburgs Börse geschaffen.

Der Hof einer Palästra gleich, ein großes Geviert unter freiem Himmel; um ihn legt sich dreiseitig der fensterreiche Bau. Im Vordergrund ein abschließender Portikus, ein Säulengang, lang und schwungvoll mit neun Bögen auf korinthischen Säulen, der durch Gitterung für die Profanen den Einblick freigibt, aber den Einlaß sperrt. Welcher Gegensatz zum roten Backsteinbau der Petrikirche, die gegenüber himmelstrebig sich aufreckt! Hier Christentum, dort Hellenentum, hier der heilige Petrus, dort Sokrates.

Im Innern dagegen die Klassenräume lediglich Arbeits-säle, nüchtern und ernst. Heute belebt man die Wände mit Reliefs und Büstenköpfen, die zugleich dem Schmuck und der Lehre dienen sollen. Vortrefflich. Sie können freilich auch ihren Zweck verfehlen und vielmehr zerstreud wirken, da solche Bildsachen dem Lernzweck nur dienen, wenn den Schülern zugleich ihr einstiges Entstehen kunstgeschichtlich genügend erklärt wird. Zu meiner Zeit fehlte in der Schule die Archäologie und Kunstgeschichte noch völlig; und wo sollte man in Hamburg überhaupt Gipsabgüsse nach der Antike studieren? Kein Ladengeschäft führte damals meines Wissens solch zwecklose Ware, und die Hamburger „Kunst-halle“ auf der Alsterhöhe am Glockengießerwall war erst im Werden.

Im Klassenraum also sah ich nur Bänke und getünchte Wände, in der Ecke einen weißlackierten Bücherschrank, die schwarze Wandtafel mit dem Schwamm dazu und den tristen Katheder, die Stätte der Verkündigung. Erfreulich nur die hohen und fein gegliederten Fenster, die gutes Licht gaben, in denen jedoch nur eine einzige kleine Glasscheibe als Klappfenster sich öffnen ließ. Sie war für die gut vierzig Leute die einzige Ventilation und daher Gegenstand des allgemeinen Interesses. Bald wollten wir sie offen haben, bald zu. Dabei galt es zu klettern, um sie aufzustoßen; jeder Schüler war dazu bereit; oft sprangen mehrere mit Rumor herzu, und das gab allemal eine doch recht erfreuliche Störung in die so gottergebene Andacht des Unterrichts.

Die Schüler stammten aus den verschiedensten Bevölkerungsschichten; ich sah es an der Art der Kleidung und der Bewegung. Das war eine gesunde Mischung. Aber ich fühlte mich fremd, und es konnte nicht anders sein. Es war, wie wenn ein Passagierdampfer seine Fahrt unterbricht, um noch einen Fahrgast aufzunehmen; der sieht, wie die anderen Leute nach langer gemeinsamer Fahrt sich angefreundet haben, und denkt: lohnt es noch, mitzumachen? Mich kümmert nur eins,

gerader Kurs und das Ziel, danach ich strebe. So stand ich als Neuling unter meinen Klassengenossen, die von der Quinta her zusammen aufgerückt waren. Doch hielt mich der feine Mensch, neben dem ich zunächst meinen Platz erhielt, bei Laune. Er hieß Paul von Lesen, ein Mensch, schlank wie Schilf. Es war so einer ohne Ehrgeiz und von keinem Wissenshunger gefoltert, vielmehr lässig mit Grazie, jokos und zu allerlei kleinen Frechheiten geneigt. Nichts ist ja langweiliger als so ein Arbeitsphilister, wie ich es war. Übrigens stellte ich mit Vergnügen fest, daß da zwei Schüler Heylbut hießen; der eine wurde der rote, der andere der schwarze genannt. Auch mein Name Birt bedeutet ja denselben Plattfisch, und ich konnte mich also etwa als den leider noch grünen Heilbut betrachten.

Die Schulglocke schallte, und der Herr Lehrer trat herein, ein wirklicher Gelehrter, der sich Professor nannte. Wie imposant! Ich witterte Universitätsluft. Und er nannte uns Sie. Das war's, was meine junge Männerwürde verlangte. Auch äußerlich ein würdiger Herr, der Professor Wilhelm Herbst: schon graubärtig, mit einer Giebelnase im schmalen Gesicht und den fast mütterlich freundlichen Augen. Rastlos im Wesen, vor allem in den Beinen; denn er saß nie, sondern durchmaß unaufhörlich mit Riesenschritten den Raum, fast sprungartig; ich taxiere, daß er zehn Meter mit fünf Schritten durchmaß. Wenn er dozierte und uns eine Stelle im Herodot oder ein Gleichnis im Homer erklärte, bohrte er den rechten Zeigefinger in die Stirn, als zöge er aus ihr den Gedanken heraus; dann sprang er vorwärts und schleuderte den Finger nebst Arm in mächtigem Bogen vor sich her, und die Hand schloß sich, als hätte er darin den Gedanken wie ein Insekt gefangen. Es war fast possierlich; aber ich merkte, bei dem Mann werde ich etwas lernen können.

Ganz anders der Mathematiker, Professor Bubendey. Er hatte, wenn er nicht Formeln an die Tafel schrieb, die unbewegliche Natur des Standbildes: ein kleiner Herr, wohl-

gekleidet im schwarzen, stets zugeknöpften Gehrock, mit ausgerasiertem alten Gesicht, das doch immer noch rosig und etwas Knabenhaftes hatte. Das Kinn im Vatermörder; darunter die schwarze Atlaskrawatte mit wunderschöner Schleife, die ihm seine Frau gebunden haben mußte; altmodisch wie ein Abkömmling aus Alexander von Humboldts Zeiten. So stand er und stand zwischen unseren Schülerbänken und sprach und sprach ohne Punkt und Komma immer in derselben Haltung, die Hände rechts und links auf eine Bank aufgestützt, die schimmernden Augen schräg erhoben, als suchte er die Wahrheiten mit Lehrsatz und Beweis in der Höhe. Ein Denker im Abstrakten und ein erstaunlicher Rechner, aber völlig weltfremd schien er mir, und auffallend unpersönlich. Leicht war es daher, zu spotten. Wir nannten ihn den „Professor Also eben“; denn fast keinen Satz sprach er ohne diese Flickworte: „In der geometrischen Proportion also eben ist das sogenannte ‚Verhältnis‘ also eben diejenige Beziehung also eben, in der die eine von zwei Zahlen also eben als ein Vielfaches der anderen Zahl also eben gedacht ist.“

So sprach der Herr nun schon seit dreißig Jahren; und seine Frau, die ihm die Schleife band, hatte es ihm nicht abgewöhnt. Als Lehrbuch legte er den alten Matthias (in 10. Auflage) zugrunde, drohte aber auch schon mit den entsetzlichen Logarithmentafeln. Ich aber merkte bald, von diesem Lehrer werde ich wenig lernen. Das war aber meine, es war keineswegs seine Schuld. Nicht jeder ist für die allzu unsinnliche Rechenkunst der Stereometrie und Trigonometrie befähigt; und so kam es, daß der würdige Herr einmal gegen mich persönlich wurde. In meiner Verzweiflung roch ich an einer Nelke; ihr Duft war nicht so unsinnlich wie der Kegelschnitt. Da bewegte sich das Standbild; mit Verachtung schürzte er die Lippen und fuhr mich giftig an: „Sie Sybarit!“ Weiter nichts. Ich war gerichtet. Mit dem Kegelschnitt also eben ging es weiter.

Erwähnen will ich noch, daß ich ein Jahr lang auch den

fakultativen Unterricht im Hebräischen mitmachte, um auch etwas Einblick in den Bau einer semitischen Sprache und in das Original des Alten Testaments zu gewinnen. Es ist doch hübsch zu sehen, daß man im Buch die Zeilen auch von rechts nach links lesen kann und daß die Seite Eins die letzte Seite in der jüdischen Bibel ist, ohne daß die Wahrheit leidet.

Skizzenhaftes aus der Familie

Zu Hause hatte ich keine eigene Stube, sondern stob mit meinen Heften und Büchern immer hin und her, im Sommer auch auf die Veranda, richtete mir aber dafür und für meine kleine Bibliothek auch in unserem Schlafsaal eine Parzelle ein. Der war freilich nicht heizbar, und so saß ich an den Winterabenden in „Papas Kontor“. Kontor wurde das hübsche Privatzimmer meines Vaters genannt, das im Parterre lag und das mein Vater fast nur morgens benutzte, wenn er an seinem Schreibtisch rechnete und das Geld für die häuslichen Dinge abzählte. Die vielen schönen preußischen Taler hatte er da in Rollen im Korbe liegen (der Korb heißt Fiskus auf Latein) und ließ sie mit Seufzen durch die Hand gleiten, um sie seiner Evelina nach oben zu bringen; denn sie kam nicht, um sie zu holen. Knapp und sparsam war er im Kleinen, im Großen hatte er eine lose Hand. Sonst war das Zimmer nahezu unbenutzt und zu meiner Verfügung, und die Hausarbeiten, denen ich da oblag, machten mir nicht viel Beschwerde, vielmehr Genuß. Denn meine Lehrer regten zu frei gewählter Hauslektüre an, und ich las da die feinen antiken Autoren schon ziemlich glatt weg und konnte den Inhalt auf mich wirken lassen, wie die römische Königsgeschichte im Livius oder die Schlachtensiege des Diomedes in der Ilias.

Die Stimmung im Haus war freilich gedrückt, und der Druck steigerte sich jetzt noch. Die Enttäuschung, die Bruder Otto der Familie bereitet, wirkte nach, und bald darauf ge-

schah es, daß meine Schwester Fritz in Konflikt kam. Der Hausfreund, Herr Heerup, wollte sie zur Frau. Es wäre eine Versorgung für sie gewesen, und mein Vater begünstigte die Sache. Aber der Bewerber war zwanzig Jahre älter als sie. Sie sagte ja, dann nein, unter schweren Kämpfen. Herr Heerup blieb zwar der treugesinnte Geschäftsfreund, aber er mied nun das Haus. Die Stimmung war verstört bei uns, meine Schwester lange Zeit ganz danieder.

Und schon sah mein Vater sich gezwungen, das Haus zum Verkauf auszubieten; er konnte es nicht mehr halten. Zwei Töchter und drei erwachsene Söhne sollte er immer noch ernähren und unterstützen, und sein Geschäft ging immer mehr zurück. War er in seinem „Kontor“ allein, warf er sich auf die Knie, um vom Himmel Hilfe zu erflehen. Es kam auch noch zum Konflikt zwischen ihm und seinem viel jüngeren Bruder Theodor Birt, seinem Geschäftsteilhaber, der, im Betrieb der Kühnere, von der Jahreseinnahme fortan nicht mehr die Hälfte, sondern zwei Drittel für sich beanspruchte.

So begab es sich, daß unser Leben immer eingezogener wurde, daß die Einschränkung herrschte, meine Mutter, die jetzt nur noch drei Hilfskräfte hatte, den gewaltigen Hausstand nur noch als Last empfand und in ihrer Stimmung reizbar wurde und daß wir als Gäste nur noch einige der nächsten Verwandten und alleinstehende ältere Damen bei uns sahen. Ein Verkehr mit sonstigen schätzenswerten Familien hörte völlig auf, und unser Leben wurde allzu still, ein stagnierendes Innenleben.

Da war die Tante Julie und Tante Ernestine, beide verwitwet, die erste sanft und fromm, die andre mit einer gefährlichen Zunge bewaffnet; denn sie kolportierte jedes Gerede, und das Gezänk ging los. Auch ein Fräulein Franziska R. muß ich hier vorführen, die nun immer häufiger kam, ein ältliches kleines Gespenst, puppenhaft klein, mit einem Haarnetz, in dem ihr Zöpfchen ruhte; ohne Augenbrauen, aber mit einem winzigen Bärtchen auf der ebenso winzigen Oberlippe.

Sie kam sich sehr wichtig vor und war anspruchsvoll zum Erstaunen. Mit einem Knicks, der aus dem achtzehnten Jahrhundert stammte, trat sie ein: „Evelina, wie geht's?“ Mit demselben Knicks begrüßte sie jeden von uns, indem sie ihre kleine Handflosse wie ein Stück Papier in unsere Hand schob, und begab sich sofort ins Eßzimmer, um nachzusehen, ob sie an der Tafel auch den geziemenden Platz neben dem Hausherrn hatte; wenn nicht, verschob sie das Gedeck nach ihren Wünschen. Sie war beleidigt, wenn die wandernde Schüssel den Umlauf nicht bei ihr begann, fragte selbst nach nichts und saß eifersüchtig abwartend, wenn man sich nicht herbeiließ, sie zu unterhalten. Es gibt doch sonderbare Kreaturen in der Schöpfung: eine Niete, die auf Stelzen geht. Wir machten ihr aus Ulk mächtige Komplimente, die sie ernst nahm; da blähte sie sich in ihrer Zwerghaftigkeit sonderbar. Aus reiner Pietät hielt meine Mutter an dieser alten Jugendbekannten fest, so wie sie auch Topfgewächse, die nur noch Stacheln trieben, nicht preisgeben wollte.

Ein Jubel war es dagegen, wenn Tante Jette kam. Sie kam auch ungeladen, fuhr in ihrem feinen Einspanner vor, im Winter in ihrem Hermelinmantel, der mich blendete, und schüttete ihr bewegliches Herz aus in Freude und Leid, mit wundervollem Temperament. Die Tränen schossen ihr aus den Augen vor Teilnahme, wenn sie Klagen hörte. Es war Frau Bove, die vom Glück bevorzugte Schwester meines Vaters. Boves waren aus Buenos Aires vor kurzem zurückgekehrt und hatten sich in Wandsbek weit draußen an der Rennbahnstraße angebaut. Es war das ausgedehnte Bovesche Grundstück, auf dem schon die für mich märchenhafte Großmutter Granni in ihrer Cottage gehaust hatte. Im weiten Gartengelände tummelte sich jetzt der einzige Sohn, der jenseits des Äquators geboren war, mein gleichaltriger Vetter Toval (das ist Christoval), ein rassiger, brillanter Junge, anfangs noch scheu und fremdend und unbändig wie ein junges Edewild aus den Prärien am La Plata.

Aber da war noch eine liebe Tante. Da ich von Personalien rede, wie könnte ich da sie, die ich in hohen Ehren hielt, vergessen? Sie hieß Louise Scheel, die Kusine meines Vaters, die aus Lübeck stammte.¹ Sie war wie mein Großvater Birt als junges Mädchen von Lübeck nach Hamburg gekommen und war zeitlebens für uns und für alles, was Birt hieß, die treue Pflegerin und Helferin in allem Guten, schlicht und bieder. Wenn sie unseren Namen sprach, klang die Anrede so lieb, mit dem Unterton, als könnten wir ihre eignen Kinder sein, und je älter ich wurde, desto näher wuchs sie mir ans Herz. Und so ist sie es gewesen, die mir von der sogenannten Urgeschichte unserer Birtschen Familie, vom Urgroßvater, dem Kapitän, der im achtzehnten Jahrhundert aus Pennsylvanien nach Lübeck kam, die Nachrichten gegeben hat.

Sie war auch die einzige, die noch unbedenklich, wenn sie an zu plaudern fing, plattdeutsch sprach. Das taten nicht einmal mehr die Dienstmädchen im Haus; die waren zu stolz dazu und hielten es für ein Zeichen der Unbildung, für subaltern. Und so ist es gekommen, daß ich als Hamburger bis heute allerlei Fremdsprachen, nur nicht das Deutsch, das meine Großeltern sprachen, gelernt habe. Freilich, bei Familiendiners, an den Festtagen, da lösten sich bisweilen doch die Zungen, und der Naturwuchs brach durch. War abgegessen und es gab noch Sekt oder Sherry und Portwein, da rückten die Onkels um meinen Vater zusammen, auch Onkel Bove, der famose, und sie sprachen Platt in Glückseligkeit. Ich horchte neidisch hin und fühlte mich unecht, da ich, was sie da sprachen, nur mit Mühe verstand.

Alltags war es bei Tisch nicht so heiter. Aber es war Sitte geworden, nach dem letzten Bissen sitzen zu bleiben, und es wurde aus guten Büchern vorgelesen. Schwester Fritz las Fritz Reuter vor, eine Dichtung nach der anderen. Das wirkte erlösend: Onkel Bräsig, Fritz Triddelfitz, Hawermann, der schwer geprüfte, die liebe Lowise, Mining und

¹ Vgl. oben S. 14.

Lining; eine neue Welt tat sich da vor mir auf und eine neue lautere Kunst, die des Humors.

Später las Bruder John die Reisebeschreibungen Alexander von Humboldts. Auch das gab Stimmung, aber eine so andere. Auch die Einöden Sibiriens wurden da geschildert, und gewisse Worte hafteten im Gedächtnis meines armen Bruders fest. Wenn er zu Bett gegangen, hörte ich, wie er Worte, die er gelesen, im Dunkeln vor sich hin sprach: „Schauerliches Einerlei der Wüste! Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte, Jahrtausende; du bleibst dasselbe schauerliche Einerlei der Wüste.“ So hörte ich es jeden Abend. Es klang namenlos melancholisch und öffnete mir sein innerstes Fühlen. Er konnte auch heiter sein und aufstrahlen, wenn man ihn ablenkte; aber seit er aus dem Geschäft als untauglich herausgetan war und so untätig in den Stuben herumging, hatte seine Depression zugenommen, und sein nun scheinbar zweckloses Leben war ihm schauerlich zur Einöde geworden.

Ich selbst mußte, wenn Gäste da waren, regelmäßig ans Klavier. Aber ich begann jetzt mein Publikum zu erziehen und spielte nur noch Sachen edlen Stils. Bei einem guten Musiker, Herrn Rudolph Barth, hatte ich jetzt Unterricht; denn meine gute Kindheitslehrerin, Molly Laué, hatte mich endlich preisgegeben, indem sie mir die kleine dicke Hand auf die Schulter legte und sagte: „Du kannst nun nichts mehr bei mir lernen.“ Denn sie nannte mich immer noch „Du“. Es war ein rührender Abschied. Jetzt fing ich an, Mozarts großartige Phantasie-Sonate und von Beethoven die bekanntesten Sonaten aus den Opuszahlen 2—27 einigermaßen zu beherrschen und selbst zu gestalten. Der junge Beethoven: wie modern, wie sprechend ist bei ihm die Musiksprache schon im Largo von Opus 7! Man möchte solchen Tönen Worte unterlegen — ein Problem! — und ich war darauf wie versessen. Bald ging es dann zu Schumann und Chopin und zu Webers leichtflüssigen Klavierstücken weiter, wobei ich merkte, daß eigentlich jeder Komponist andere Finger gehabt

haben muß als die anderen; denn jeder fordert eine andere Technik.

So brachte ich es einmal dazu, daß ich eine Musiksoirée arrangieren konnte, wobei mehrere aus der weiteren Verwandtschaft mitwirkten. Das Programm zeigte vor allem Gesangsnummern; meine Kusine Auguste Himmelheber sang frisch und gut, und wie verheißungsvoll klang schon ihr Name! „Mit der Stimme weichem Schweben wollte sie uns himmelheben.“ Ich aber war darauf versessen, Beethovens Sonate Op. 27, 1, die scheinbar vor den anderen zurücksteht (sie beginnt mit einem Adagio, dessen schlichtes Thema sich leicht travestieren läßt) durch angemessenen Vortrag zur Geltung zu bringen. Aber es mißlang mir.

Eine wirkliche Sängerin und Musikseele in unserem Kreise war dagegen Fräulein Leontine Stavenüter. Sie hieß nur einfach Leontine, stand nicht mehr im ersten Semester, war aber flott und lustig wie ein Backfisch und brachte sprudelndes Leben herein. Opernarien sang sie, welche man wollte, ohne Noten, sich selbst begleitend, in schmetterndem Sopran, wie von Nero, dem Kettenhund: „einst träumte meiner seligen Base“ usf. Nichts drolliger aber, als wenn sie ein english song hinzugab, das Schlummerlied: „she sleeps, my lady sleeps.“ Wie gräßlich häßlich allein schon diese Worte! Es wirkte wie Parodie. Die englische Sprache ist ebenso unmusikalisch wie die Engländer selbst; das wurde mir schon damals klar. Mit dieser Tante Leontine schloß ich eine Extrafreundschaft. Das Musizieren muß ein Erleben sein, und in der Kunst ist wahrlich ein Quantum Übermut besser als ein knechtischer Sinn, der festklebt an dem, was richtig ist.

Derartiges unterbrach jedoch nur allzuseiten das Stilleben unseres Hauses. Neben mir wuchs mein Schwesterlein Agnes heran; sie trat jetzt in ihr elftes, zwölftes Jahr, und bei dem Innenleben, das wir führten, widmete ich mich ihr mehr und mehr und es war schließlich, als ob ich mit allem, was ich hatte, nur für sie lebte. Es lohnte.

Sie lebt nicht mehr und ich darf um so offener von ihr reden. Sie war nicht eine Sonne, sondern, wie wenn im Morgentau die Sonne glitzert. Schon als kleines Kind hieß sie Agnes beauté. Aber sie war nicht nur schön: dunkles Haar, schlicht gescheitelt, schwellende Lippen, die Augen tief gebettet unter den feingezogenen Brauen. Die Schönheit gehört der Form, die Anmut der Bewegung, die Lieblichkeit dem Ausdruck und der Seele, und sie hatte alles drei. Es beglückte sie wohl, daß sie gefiel (wie sollte es anders sein?), aber keine Gefallsucht stellte sich ein, oder jene Art junger Mädchen, die darauf achten, ob sie gesehen werden. Deutlich wird mir ihr Erinnerungsbild erst aus der Zeit, als sie das „süße“ siebzehnte Jahr erreicht hatte.

Wie schlank, geschmeidig war sie im Tanz, eine Virtuosa im Schlittschuhlauf, aber im Gespräch leise und zartstimmig, ja, still, wie ein tiefes Wasser oft still ist, und klug aufhorchend, im verschatteten Auge, ihr selbst nicht bewußt, etwas sehnsüchtig Suchendes, als wartete etwas Unnennbares auf sie, das ihre Seele sättige. Es war Lernbegier, es war mehr als das. Es hatte etwas Rührendes und hat manchen bezaubert.

Denn sie war durchaus nicht unweltlich, vielmehr für allerlei Späße zu haben. Solange sie Kind, wurde ich wieder Kind mit ihr und umhegte sie mit meiner Zärtlichkeit. Erpicht war sie schon früh auf Kartenspiel, und der schwarze Peter genügte nicht, wir beiden spielten stundenlang Whist mit zwei Blinden. Es war im Frühstückszimmer am großen runden Tisch, über den kaum unsere Arme reichten. Whist ist kein Hazard; es erfordert Berechnung, Intelligenz und Mut zugleich. Wer da geschickt ist im Spiel, ist auch geschickt im Leben; man muß die glückliche Situation ausnutzen, die ungünstige zu verbessern suchen und alle Chancen erwägen.

In der Schule aber war sie prima, und ihr Seelenhunger, von dem ich sprach, wandte sich an mich; von allem, was ich trieb, wollte sie wissen, und ich erzählte ihr von Walther von der Vogelweide und der Verskunst des Mittelalters, von der

Seeschlacht bei Salamis und der Heldin Artemisia und was mich sonst beschäftigte, übersetzte in Versen Stücke aus dem Ovid für sie oder gar eine Horazode. Ihr Gedächtnis war ausgezeichnet, und sie lernte, was ich ihr in die Hand gab, auswendig, auch Prosastücke; dann griff sie zur Nadel, Handstickerei, und sie war emsig wie die Biene.

Damals brauchten die begabten Mädchen noch nicht zu gelehrten Studien hochgezüchtet zu werden. Bei ihr, von der ich handele, war Lerntrieb und Spieltrieb eins. Schon damals bereitete sich der Zauber vor, der ihr später als Jungfrau und als Hausfrau — Frau Agnes Leser — eigen blieb. Sie war in gewissem Sinne Künstlerin geworden: ob Handarbeit, ob Handzeichnungen, ob Zimmerdekorationen, ob Tafelschmuck, ob Organisation der Geselligkeiten und des Haushalts selber, es ging alles ins Ungewöhnliche, durchdacht und geschmackvoll. Sie brauchte das Schöne, weil es ihr selber entsprach.

Begreiflich, daß mich ihre Entwicklung fesselte. Nur mit dem Musizieren ging es nicht, trotz aller meiner Nachhilfe. Sie war eine ganz rhythmische Natur, aber ihr Ohr versagte, und sie sang mit ihrer weichen Stimme obstinat falsch. Sie schielte gleichsam mit der Stimme, aber auch das noch fast mit Anmut, da es so zaghaft und nie hart klang. Wie hab' ich mich abgeplagt, immer wieder denselben Ton angeschlagen! Sie zielte und traf nicht; es ging hundertmal vorbei, bis sie ihn einmal endlich faßte. Trotzdem brachte ich es schließlich dahin, daß sie eines Tags ein kleines Lied wirklich ganz rührsam vortragen konnte. Aber als sie es da capo singen sollte, war wieder alles falsch. O weh!

Sie starb mir lange voraus, der ich noch lebe, zu meinem großen Kummer. Dies ist der Spruch, den wir auf ihren Grabstein setzten:

In Arbeit und Schönheit lebstest du
Und wurdest geliebt wie wenige.
Nun ruhe in Gottes Frieden.

Wohl jedem, dem man das Gleiche nachrufen kann!

In den Ferien

Von Überbürdung war im Gymnasialunterricht nicht viel zu verspüren, und die Fesseln, die wir trugen, saßen lose. Meine Schlaflosigkeit war längst vorüber, und in den Sommerferien gab es Ausspannung. Da machten wir Wandertouren zu fünf, sechs Kameraden durchs holsteinische Land. Auch Mölln und Ratzeburg waren beliebte Ziele.

Das war ein Marschieren mit leichtem Ranzen, ein paar Silberlinge in der Tasche, als wäre keine Straße weit genug, und je billiger wir lebten, je stolzer waren wir. Todmüde fielen wir abends in irgendein Dorf am Wege ein, pochten an beim ersten besten Bauer und dann beim nächsten, bis einer uns knurrend auftat, und warfen uns ins Heu, nachdem wir aus einer Riesensatte voll Milch und Brotbrocken unser Abendbrot gelöffelt hatten. Sechs Holz- oder Zinnlöffel standen zur Verfügung.

Großartig war's, wenn wir einmal auch Betten fanden. Ich sehe es noch deutlich. Nur ein Talglicht brannte. Drei riesige Betten aber standen im dumpfen Raum; in das eine verfügte sich das Bäuerlein nebst Bäuerin und drei Kinderchen, die lange rumorten, ehe sie sich richtig gruppiert hatten. Das Licht erlosch; wir riefen Gute Nacht in das Dunkel hinein; aber das Bett antwortete nicht. In den beiden anderen Betten streckten sich je drei von uns Burschen aus, wie Gabeln im Etui, und das schwere Federbett, das uns zudeckte, flog ruhelos hin und her; denn es balanzierte auf sechs Beinen, die nicht an einem Körper saßen. Die Stickluft war fürchterlich. Das Federbett aber kam bald zur Ruhe; denn auch wir versanken bald einhellig in Schlaf, abgrundtief, so tief, als wäre man ins Innere des Erdenglobus eingesunken und müßte bei den Antipoden wieder erwachen. Als wir die Köpfe am Morgen aus den Betten huben, war das zuerst erwähnte Bett schon leer und kalt und hübsch ordentlich wieder zugedeckt. Der Bauer ist im Sommer früher wach als die Sonne. An-

ders wir Schlafratten aus der Stadt; wir brauchten das Tageslicht, um uns am Brunnen zu waschen. Dann schwärmten wir aus wie die Mücken im Sonnenstrahl. Der Bauer fütterte die Schweine im Stall. Er wollte kaum ein Stück Geld nehmen.

Damals dichtete ich mein Wanderlied, das einzige von meinen Jugendversuchen, das ich wirklich liebte. Ich machte auch eine Melodie dazu. Es entstand gleichsam von selbst und war schon eher da, als ich es aufschrieb. Man fürchte indes nicht, daß ich es mitteile; denn jeder kann sich seine Verse heut selber machen.

Ein andermal reiste ich mit meinem Vater allein aus, und nicht im schlechten Kittel als Wanderbursch; ich mußte im besten Anzug geschniegelt gehen. Es ging durch Schleswig nach Dänemark, die schöne wälderreiche Küste entlang, und statt in der Nordsee badete ich jetzt in der Ostsee, sah Düppel und Alsen, die denkwürdigen Stätten, vor allem aber mehrere üppige Landsitze der Gutsbesitzer, die mein Vater besuchte, um seine geschäftlichen Beziehungen dort warm zu halten.

Da sah ich den herrschaftlichen Stil solcher Kornkönige auf dem Lande wie bei Pontoppidan, einem Herrn, der als Kaufmann in Hamburg klein angefangen hatte und nun groß dastand, ein Neureicher im guten Sinne. Eine vornehme Pracht herrschte da im Schloß und in den Stallungen; dazu die Gewächshäuser, die Pfauen und Truthähne und Blumenterrassen. Die Damen ritten aus mit den Lakaien. Gottlob gab es noch keine Automobile, und die edlen Reitpferde zu sehen war ein Entzücken.

Aber auch mein Vater ergötzte mich, der vergnügt und unverlegen überall wie ein alter Bekannter eintrat, der nur einmal Guten Tag sagen will; die Gespräche aber waren echt sommerlich; es ging um den Stand der Saaten, und der war vor allem auf der Insel Fünen berauschend schön; ganz Fünen ein einziges Erntefeld wie eine Schüssel voll des gol-

denen Gottessegens. Ich aber wurde als Bücherwurm und künftiger Gelehrter vorgestellt, der einmal auf dürrer Weide sein Futter suchen würde. Sollte mich das entmutigen? O nein. Man wünschte mir vielmehr Glück, und überall wurden wir auf das liebenswürdigste empfangen.

Die 14 Tage, die diese Reise dauerte, sind die einzige Zeit gewesen, wo ich mit meinem Vater einmal ganz allein war; es war so, als fühlte er, daß ich ihm bald entwachsen würde. Doch haben wir in all den Tagen nichts Grundsätzliches gesprochen, und ich merkte, wie wenig lehrhaft seine Natur war und wie wenig geneigt, Zwang auszuüben. Nur in Düppel, wo wir an den Gräbern der deutschen Soldaten standen, kamen vaterländische Gedanken zu Wort. Es war genug, daß wir die Schönheit der flüchtigen Gegenwart miteinander teilten.

Die schönste Ferienrast aber gewährte mir in jenen Jahren Crumesse, und auch davon will ich kurz berichten. Crumesse heißt ein Dorf und eine Domäne an der Stegnitz, dem anmutigen Wiesenfluß, bei Lübeck. Das Gut bewirtschaftete mein Onkel Ulrich Hilmers, der die Wandsbeker Pachtung aufgegeben hatte, und hatte es an Wert und Rentabilität erheblich gesteigert durch Neubauten und eine Brennerei, die Branntwein und Hefe lieferte. Mit der Schlempe wurde das Vieh gefüttert. Hundert Kühe weideten auf der Koppel; für 700 Schafe und Hammel hatte der Schafstall Raum, und sechs Gespanne dienten der Feldwirtschaft, ohne die Reit- und Wagenpferde. Das war etwas für meine Augen und Nase; denn auch die Stallatmosphäre hat ihre Reize. Im uralten Herrschaftshause aber waltete Tante Anni, meiner Mutter ältere Schwester, behäbig und wohligh anzuschauen, das Modell einer jovialen Landfrau, die zugleich das Herrschen versteht. Dazu Vettern und Kusinen, alle blond und frisch und blauäugig, als wären sie auf dem Kornfeld gewachsen, wo die blauen Zyanen im blonden Weizen stehen; zu mir gut freundschaftlich und voll Nachsicht, da ich nicht

Bücherei
der Pädagogischen Institute
Pädagogische Hochschule
Potsdam

verstand, auf der Wiese, wo man Heu machte (es war Juli), mit der Sense umzugehn.

Weiter ist im Grunde für den nichts zu berichten, der da weiß, wie es in der Landwirtschaft hergeht. Ich war bei allem der geduldete Nichtstuer. Um so erwünschter war mir, wenn einmal etwas Besonderes vorfiel, sei es auch nur ein Zigeunertreiben; 24 Zigeuner lagen im Dorf; die Männer tranken Schnaps in der Wirtschaft und kegelten. Als sie abzogen, schossen sie wie wild ihre Pistolen ab, und unsere Gäule erschrakten und gingen im Galopp davon; denn wir fuhren gerade an den Leuten vorüber. Mit Otti, meiner höchst munteren Kusine, zog ich aus, um für die Teiche im Garten 12 Enten zu kaufen, und wir transportierten sie selbst. Da entwischten sie uns; gewiß war ich schuld, und eine tolle Jagd begann; aber Lola, die Jagdhündin, half, packte die Enten vorsichtig am Flügel und kein Verlust war zu beklagen.

Das schöne Gehölz hieß der Vogelsang; darin schlenderte ich viel herum und sah das Wild, die Rehe austreten in der Schneide; auch einen Dachs in der Abenddämmerung; aber auch Wilddieben kam ich auf die Spur. Ein Bauer, dem ich begegnete, sagte mir davon. Der junge Inspektor, den ich unseren Bismarck nannte, ging mit seinem Gehilfen, den ich den Baron nannte, sogleich auf Suche. Da saß solch ein Wilderer wirklich auf oder hinter der Tanne. Der Kampf war aufregend; aber der Mensch wurde überwältigt und glücklich nach Lübeck ausgeliefert.

Auch für dies Schauspiel war ich leider nur der Zuschauer, verstand mich auch nur auf das Kirschenessen und war dabei gegen die Spreen wehrlos, die da die vollen Kirschbäume entsetzlich plünderten. Der Baron aber kam wieder zur Hilfe im Jagdanzug, der zwar den Jäger nicht macht; aber er traf gut. Zwölf Vögel oder mehr schoß er herunter, auch einen Vogel Bülow, den goldigen. Da holte ich die Kusine herbei, denn mit jungen Mädchen muß man Spaß machen;

ich grub ein Grab, sie bettete die kleinen Leichen und flocht einen Eichenkranz; den legten wir darauf und hefteten die Grabschrift an einen Pflock: „Hier ruht Herr von Bülow und die Familie Spree, die der Baron gemordet, den Überlebenden zur Warnung. Wehe dem, der nascht!“

Wozu ich das erzähle? Um zu zeigen, wie leicht man kindisch wird, wenn man müßig ist.

Mein Onkel war guter Patriot. Im Jahre 1866 hat er, als der Krieg gegen Österreich begann, 6 Oxhoft Branntwein gratis über Berlin nach Böhmen an die preußische Armee geschickt; auf jedem Faß stand da geschrieben: „Vivat König Wilhelm, vivat Bismarck. Laßt euch den Rachenputzer schmecken, Jungens!“ Jetzt aber lebte mein Onkel in schwerer Sorge. Denn der Freistaat Lübeck hatte meinem Onkel für den Betrieb seiner Brennerei Steuerfreiheit zugesichert; nun aber, da Lübeck in den preußischen Zollverein eingetreten war, wurde die Steuer dennoch gefordert, und er prozesierte darum gegen Lübeck. Der Casus war neu, der Prozeß zog sich hin, und man fürchtete, was auch eintrat; Lübeck gewann ihn.

Die Tante Anni aber (ich habe sie hoch verehrt, und ihr Bild schmückt noch heute meinen Schreibtisch): als ich Abschied nahm, trat sie in der Vorhalle auf mich zu und fragte: „Was willst du werden?“ Man hatte mich bisher mit der Frage verschont. Kleinlaut sagte ich: „Theologe.“ Das war das, was mein Vater von mir hoffte. „Na,“ sagte sie, „hoffentlich nicht solch ein Mucker, wie es bei uns so einen auf der Kanzel gibt.“ Ich kann den Wortlaut nicht so genau verbürgen; vielleicht sagte sie auch nur: „doch gewiß nicht solch ein Mucker“. Ich kann nicht glauben, daß ich damals zu ernstlichen Befürchtungen in dieser Richtung noch Anlaß gegeben habe. Denn es war just die Zeit, wo alles Kirchliche bei mir ins Wanken kam und ich mir eine neue Weltanschauung zu bilden versuchte. Davon wäre jetzt zu reden.

Glaube und Unglaube

Wer reist und in ein fremdes Land kommt, will wissen, wer da regiert und welche Gesetze gelten; so auch der Mensch, der in die Welt hineingeboren ist; er will das Weltregiment, das Weltgesetz begreifen. Ich war mit Dr. Schleiden immer noch in anregendem Verkehr, und er hatte meinen Anschauungsbereich längst ausgeweitet, vor allem in Max Müller's, des Sprachvergleichers, Schriften zur vergleichenden Religionswissenschaft sowie in die Schriften Paul de Lagarde's mich eingeführt,¹ und ein unsichtbares Gottesreich wie man es nannte und von dem schon die Zeit Schleiermachers redete,² tat sich auf, in dem keine dogmatischen Formeln mehr gelten und auch Äschylus und Kleantes, auch Inder und Chinesen und Japaner, auch die Psalmen, die Haggadah, auch die Kaabah mit uns beten, wie es schon im Rigveda heißt:

Zu ihm, dem Weithinblickenden,
Zieh'n meine Bitten im Gebet,
Wie Kühe auf die Weide ziehn.

Im Jahre 1873 erschien dann, von Schleiden selbst zusammengestellt, das wertvolle „Liederbuch für die Glieder des unsichtbaren Gottesreichs“, eines Reichs der Frommen, das also viel älter als das Christentum war; und schon der Kirchenvater Augustinus, der Meister der katholischen Dogmatik, erkannte das und sprach es aus: „Die Religiosität, die wir heut christlich nennen, hat auch den frühesten Zeiten des Menschengeschlechts nicht gefehlt.“

Wie nebensächlich erschienen mir nun unsere heutigen Kultusformen und Sakramente! Die Sehnsucht, die Frage und die Antwort ist und war überall die gleiche, und der pantheistische Gedanke wurde in mir immer siegreicher: das Wir-

¹ Besonders „Über das Verhältnis des Staates zur Theologie, Kirche und Religion“.

² Vgl. z. B. Henrich Steffens, „Was ich erlebte“, Bd. 10 (1844) S. 54 ff.

ken und Weben in der Natur und in mir ist dasselbe, und es ist Gotteswirken. Nur da erleben wir Gott; wir leben ihn selbst. Lessings „Nathan“ lehrt nur die Toleranz für drei Glaubensformen; sie muß vielmehr für alle gelten, die nicht im Fetischdienst stecken geblieben sind.

In den Stunden für deutsche Sprache wurde Lessings Dramaturgie gelesen. Das gab mir Anlaß, in Lessings weiteren Prosaschriften zu blättern; sie lockten, strotzend von Gelehrsamkeit, und da war ich schon in seinem Anti-Goeze, in seinem Kampf gegen die arg verrannte Orthodoxie jener Zeit. Es war der Kampf um die berühmten „Fragmente eines Ungenannten über die vernünftige Verehrung Gottes.“ Dieser Ungenannte aber war ein Hamburger Professor der orientalischen Sprachen, der einst an unserem Gymnasium selbst gelehrt hatte, Samuel Reimarus. Da lief der nüchterne Verstand des Philologen Sturm gegen die biblischen Wunder, Sturm gegen den kirchlichen Begriff der Offenbarung (ein Angriff, der übrigens fast so alt ist wie die christliche Dogmatik selber). Er schlug Bresche, und vor meinen Augen brachen die Türme und Mauern der heiligen Festung. Es geht gegen „die Bequemen, die ohne Kopfzerbrechen in den Himmel wollen“.

„Man muß den Katechismusglauben erst ablegen, wenn man die Bibel recht verstehen will.“ Solche Worte schrieb derselbe Gymnasiallehrer, der den Knaben im Unterricht den lutherischen Katechismus Jahr für Jahr erklärt hat.¹ Man möchte wissen, was die Schüler da von ihm zu hören bekamen. Joseph, so las ich weiter, war Jesu rechter Vater, und „Gottes Sohn“ hieß für den Juden dereinst nur so viel wie ein Erdmensch, an dem Gott sein Wohlgefallen hat; daher hieß auch David Gottes Sohn. Jesus selbst aber, was wollte er? Nichts mehr als nur der verheißene Messias der Juden sein, der durch sittliche Läuterung ihre nationalen Hoffnungen erfüllt. Zum Weltheiland hat man ihn erst nach

¹ s. E. Kelter, Hamburg und sein Johanneum S. 70.

seinem Hinscheiden gemacht. Was bleibt? Nur der Gott bleibt, den die Vernunft uns lehrt, den der denkende Mensch erschließt; denn ohne Urheber scheint die Natur um uns, scheint der Moralinstinkt in uns nicht denkbar. An ihm laß dir genügen.

So weit Reimarus, und so weit war ich. Da schob mir ein Mitschüler, Ernst Strack, der auf der Bank hinter mir saß, während des Unterrichts unter der Bank ein Buch zu und sagte dabei in dem energischen Ton, den er hatte: „Das mußt du lesen“. Der Genannte, klug, ehrenhaft und wahrheits-suchend, aber entschlossener Realist und zukünftiger Mediziner, war mir auch sonst ein anregender Umgang, das Buch aber Büchners „Kraft und Stoff“, die damals populäre Programmschrift des baren Materialismus aus dem Jahre 1855. Aus den Ergebnissen der Naturwissenschaften wurden da diktatorisch die Folgerungen gezogen; die Schreibweise aber war von gewisser Eleganz und hatte etwas Gewinnendes.

Da saß ich nun in unserem frommen Haus, gedachte der biblischen Vorschrift: „Prüfe alles und das Beste behalte,“ und las verstohlen, aber mit Hast, mit Staunen, mit wehrloser Zustimmung von der entseelten Welt: einen persönlichen Gott kann es nicht geben; er ist in dieser Welt überflüssig; denn die kraftbegabte Natur lebt unerschaffen schon allein durch sich selbst, zeitlos, ohne Anfang und Ende, und wirkt alles selbst nach eigenen Gesetzen, die so ewig sind wie sie. Die Kraft arbeitet durch Triebe oder Antriebe, durch Gleichgewicht und Gegengewicht. Auch wir Menschen sind schließlich nichts als Produkte dieser arbeitenden Materie, die alle Gebilde aus sich herstellt und wieder zerstört; auch Geist und Seele, auch unser Fühlen und Denken nichts als Produkte der affizierten Ganglienzellen im Gehirn; Beethovens Symphonien, die Schlachtpläne Napoleons nichts als das Geschenk glücklicher Lagerung irgendeines Teils der grauen Gehirnssubstanz; der Tod endlich unsere Verteilung, die Verteilung des Ichs; denn zu allem Anfang gehört ein Aufhören,

zu allem Werden also das Vergehen. Persönliche Unsterblichkeit ist also Wahn, ist die Irrlehre der Christen und des Islams und etlicher Heiden. Nur unser Leichnam ist allerdings unsterblich, sofern es die Materie ist, die ihn bildete. Seele und Geist sind vielmehr das Gegenteil; denn sie waren ja nur Regungen des Materienkomplexes, der nun reglos daliegt.

Büchner aber genügte nicht. Als bald las ich auch noch Carl Vogts „Köhlerglauben und Wissenschaft“ desselben Jahres 1855, eine Zankschrift, ja, Schmähschrift, die uns heute fatal anmutet. Aber sie schreckte mich nicht ab. Auch da stand ungefähr dasselbe, und ich wußte nun: Alles organische Leben, die Vegetation, das Tierleben mit seinen Millionen Arten bis zum Menschen, aber auch das Unbeseelte im All bis zu den Gestirnen droben — die Natur ist es, die mechanisch und unbewußt, aber genial bis zur Phantastik alles und jedes schafft und bewegt und dem, was sie zerstört, neue Formen gibt. Und zwar tut sie es, selbst raumlos, im Raumlosen; denn aller Raum ist begrenzt und meßbar; der Kosmos aber hat keine Grenzen, und ein Jenseits kann es außer ihm nicht geben. Aber auch alle Zeit, von der wir reden, ist begrenzt; die Welt dagegen ist zeitlos, und an einen letzten oder jüngsten Tag können nur die Kinder oder die Köhler glauben.

War das wirklich das letzte Wort der Wissenschaft? Mir war, als wäre ich bisher traumhaft im Licht auf schwankenden Wolken gegangen und fiel nun aus den Wolken in die lichtlose Tiefe, aber doch auf festen Boden, auf dem sich sicher stehen läßt. Die Revolution wirkte schlagartig; aber nur ein paar Tage währte die Betäubung; da war ich naturalistisch angefärbter Freidenker geworden und fand auf einmal eine Seelenruhe, wie ich sie nie gekannt. Alle religiöse Hochspannung und Verstiegtheit, unter der ich gelitten, alles Bangen und Sorgen um die großen Welträtsel, alles Suchen aus dem Erdgegebenen hinaus war plötzlich erloschen. Ich fing an endlich sicher in mir selbst zu ruhen. Es war die Ent-

spannung. Welch herrliches Sicherheitsgefühl, in der Tat, an die Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze zu glauben, die große Notwendigkeit, die keine Ausnahme kennt und der auch ich unterstehe! Ein Freiheitsgefühl wurde stark in mir. Im Einklang mit der ganzen Natur — wie die Saat im Feld — hingebend mich auszuleben, wie immer es komme, zu atmen, zu wirken, zu denken und zu lieben, ist das nicht genug des Glücks? Der schwere Pelz der Strenggläubigkeit hält die Menschen warm, die ihn tragen; nun ging ich kühl, aber leicht meine Straße.

Mit dem lieben Gott wußte ich nicht mehr, wohin im Weltall ich ihn stellen sollte. Genug, daß ich in guten Stunden fühlte, daß er trotz allem mir naheblieb. Der Glaube ist wie ein edler Baum; die Wissenden mögen an ihm mit dem Beil ihrer Kritik alle Zweige herunterschlagen; er schlägt immer wieder an der Wurzel aus und bildet neue Kronen. Auch wird das Flache oder Unzureichende der materialistischen Dogmatik, über die ich berichtet, längst von der heutigen Naturwissenschaft erkannt. Mag sogar das Wunder des Selbstbewußtseins, das in uns entschlafen und wieder erwachen kann, mechanisch entstehen und aus dem Reflex der einen Gehirnhälfte in die andere sich erklären. Aber die eigentlichen Grundfragen sind und bleiben unbeantwortet. Denn was ist das Wunder schaffende Etwas, das man die Kraft nennt? und woher die Gesetzmäßigkeit im Uhrwerk des All? Sie ist die Notwendigkeit im Zufälligen, das Übernatürliche in der Natur und ist das zweite Wunder. Welcher Forscher kann in den Laboratorien stehen und es nicht in Andacht verehren? Die Wirklichkeit ist nur wie ein Schleier über das Göttliche geworfen. Und woher endlich die Selbstbewegung im Tier- und Pflanzenreich? Es ist die uralte Frage. Keine Selbstbewegung ohne das Bewegende; dies Bewegende ist das, was wir Seele nennen. Die Seele aber muß früher da sein als die Bewegung, die sie erzeugt; warum also nicht auch später, wenn die Bewegung aufgehört?

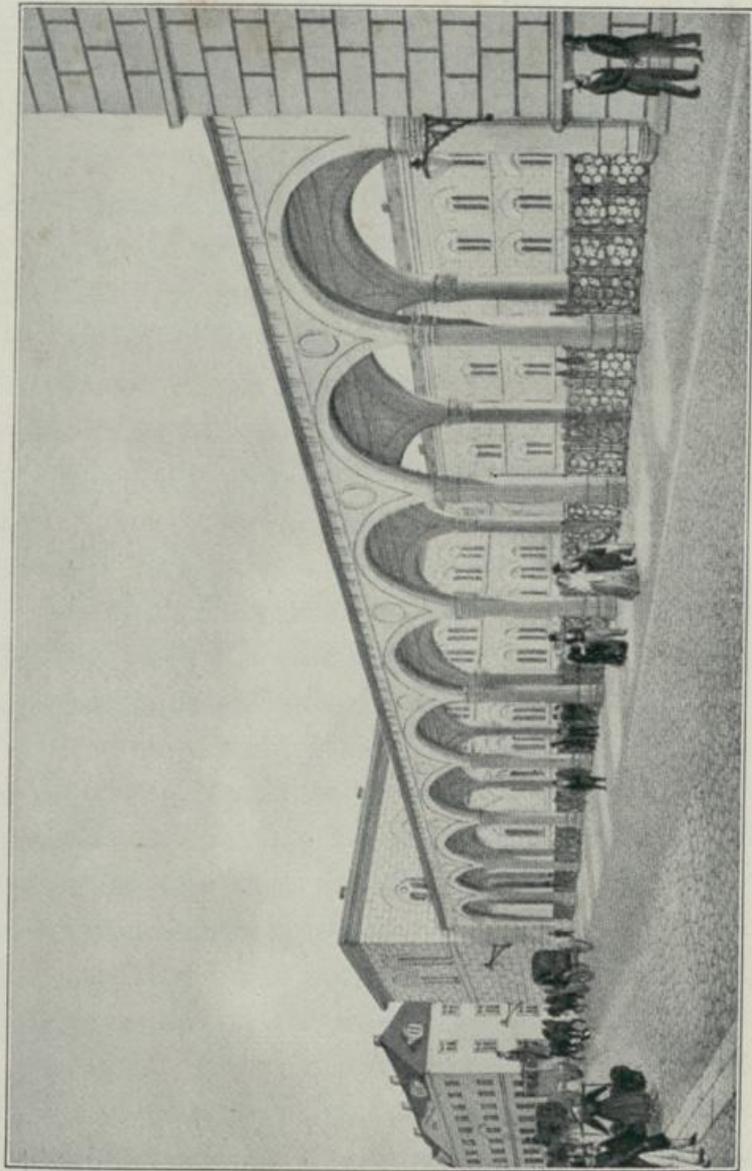
Dem sei, wie ihm sei. Doch gilt es, jede Möglichkeit zu erwägen, und ist die Möglichkeit etwas so Schreckliches, daß es kein Nachleben für den Gestorbenen gibt? Hiob und die Dichter der Psalmen des Alten Bundes wußten es nicht besser und standen doch als die Edelsten da in ihrem Volke. So aber auch Homer. Auch Homer wußte, daß uns nach dem Tode nichts als ewige Bewußtlosigkeit beschieden ist, und stand doch getrost und freudig in diesem kurzen Erdenleben, gewiß, daß die Tugend und alles Edle im Menschen sich selber lohnt. Will ich mehr sein als Achill, um dessen frühen Tod Götter und Göttinnen klagten?

Und da bin ich bei den alten Klassikern unserer Kultur, bin bei den Griechen, die uns alles vorgedacht haben, was wir nachdenken. Plato, der Athener, lehrte, wie Dante nach ihm, der Seelen Unzerstörbarkeit und daß auf uns nach dem Tode, je nachdem wir auf Erden gewandelt, ein seliges, überhimmliches Leben oder die Höllenqual des Inferno warte. Homers Helden wußten noch nichts davon; aber bei beiden, Homer und Plato, ist die männliche Tugend dieselbe und der Gipfel der Existenz auf Erden. Wer hat recht? Ich war noch jung und hatte Zeit genug, dem weiter nachzudenken. Jeder muß sich auf seine eigenen Beine stellen; man kann nicht auf denen anderer gehen, sei es Häckels, sei es Platos.

Die Familie merkte vorläufig wenig von dem, was in mir vorging. Wie sollte ich mit unreifem Dareinreden den Hausgeist stören, der mir ehrwürdig und der nichts von Zweifeln wußte? So ging ich auch noch mit zur Abendmahlsfeier und habe meine Gesinnungen erst aufgedeckt, als ich Student war und Hamburg hinter mir lag. Aber mein gestrenger Patenonkel roch Lunte. Er wußte, daß die sogenannten Gelehrten leicht fürwitzig sind, und die Freigeisterei frißt um sich wie der Krebs. Er war im Grunde ein durchaus gutherziger Mann, dabei elegant in der Erscheinung und oft so lustig im Gespräch. Wer ehrlich lachen kann, dem muß man gut sein. Allein durch wiederholte Fehlspekulationen und schwere

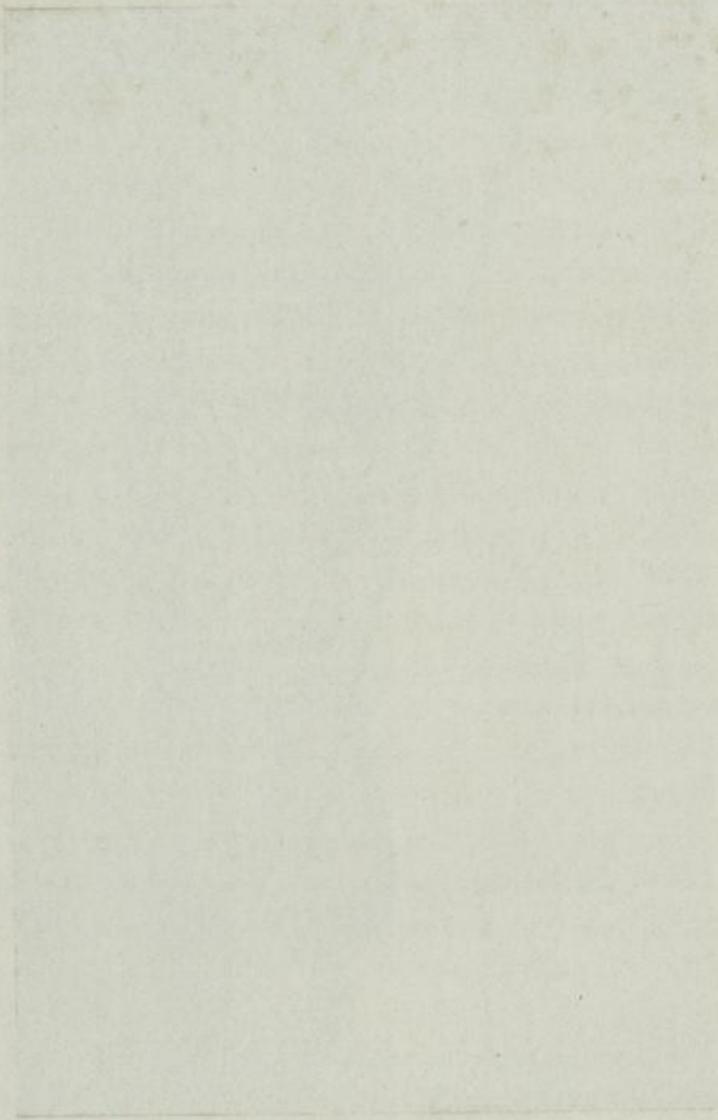
Birt, Wie ich lernte

Tafel 4



Das im Jahre 1840 erbaute Johanneum

DEPT. OF AGRICULTURE



U.S. GOVERNMENT PRINTING OFFICE

1911

Einbußen im Vermögen war er zwiespältig geworden; der alte Quäkergeist drang vor, und er wurde demonstrativ in seiner Kirchlichkeit. Davon freilich, daß so viele Pastoren bei ihm aus- und eingingen, und von seinen zahlreichen frommen Geldspenden erfuhr ich wenig. Unheimlich war mir dagegen, wenn er das Tischgebet an vollbesetzter Tafel sprach (es sah aus, wie man die Märtyrer malt, die im Sterben zum Himmel schauen) und die vielen biblischen Redewendungen und lauten Bekenntnisse, die er oft unvermittelt in die Gespräche warf.

So trat er, wenn wir bei ihm oder bei uns gut gegessen hatten (auch Tante Ida, seine Frau, war eine exzellente Wirtin im Hamburger Stil) vor mich hin; seine jovialen Mienen verfinsterten sich priesterhaft, und er fragte: „Glaubst du auch?“ Ich hatte eben mit den Kusinen gescherzt und rang nach Fassung, ehe ich eine Antwort fand und achselzuckend sagte: „Ich glaube an vieles; ich weiß nur nicht, ob ich mich irre.“ „Wer nicht recht glaubt, für den ist die Hölle!“ Mit solchen Drohungen wandte er sich ab, um seinen Kaffee mit Schlagsahne zu trinken. Er hatte seine Pflicht getan und hörte gern zu, wenn ich danach etwas aus dem Troubadour oder die Blaue Donau spielte.

Dabei muß ich auch noch meines Musiklehrers Rudolph Barth gedenken. Daß ich im Klavierspiel viel bei ihm lernte, sagte ich schon. Er war kein Hamburger, lebte mit seiner kleinen Frau, die einen Madonnenscheitel trug und mir in aller Schüchternheit die Flurtür öffnete, in sehr beschränkten Verhältnissen und legte anscheinend Wert auf mich (wer weiß, ob er sonst noch viele Schüler hatte?), komponierte selbst ganz hübsche Sachen und freute sich, wenn ich seine vierhändigen Märsche einmal in größerem Kreise mit ihm vorspielte. So zeigte ich ihm auch meine bescheidenen Kompositionen; aber zu Zurechtweisungen im Theoretischen der Kompositionslehre, Harmonie- und Klanglehre kam es nie. Ja, ich selbst ging dem absichtlich aus dem Wege; denn ich hatte sonst genug zu lernen, wußte also nichts von Domi-

nante und Sextakkord und wie die Ausdrücke, die heute jedes Schulmädchen lernt, sonst lauten. Die Noten, die ich klexte, schrieb ich nach dem Gehör und griff in die Tonmassen wie in den Schnee, wenn ich als Knabe einen Schneemann machte. Der Schneemann war mir wohl gelungen. Wozu also noch Anleitung? So blieb ich Laie, oder ich blieb Idiot, wie der Grieche es nannte; denn dies Wort bedeutet eigentlich den, der sich der Lehre entzieht und sich mit dem Eigenen begnügt. Also Idiot, das bin ich denn auch mein Leben lang geblieben.

Mein Lehrer gehörte zu den gottergebenen Stillen im Lande; er hatte wohl wenig Aussicht, zu rechtem Wohlstand, zu einer größeren Position im Musikleben zu gelangen. Hochgewachsen war er und hager, und an den großen Händen waren seine Finger so lang, als könnten sie zwei Oktaven greifen. Aber das genügte nicht, und etwas wie Entsagung sprach aus seiner Haltung, und seine Augen blickten sanft in einer unweltlichen Heiterkeit. Wer in die kleine Stube trat, sah das Kreuz auf dem Schrank und Luthers Bild und wußte, welch guter, aber strenger Geist hier waltete.

Nun hatte ich, als ich auf dem Lande war, mein Gedicht von der Lerche gemacht und auch eine Melodie dazu geschrieben. Das brachte ich ihm, nicht ohne Beklommenheit; denn jede Strophe des Liedes endete mit den Worten: die Freude der Welt. Die Lerche jubelt in den Lüften; was singt sie? die Freude der Welt. So auch die Bäche und das Waldesrauschen. Der Schluß war:

Und du, o Herz der Menschenbrust,
Was regt in dir sich unbewußt?
Was ist es, was dir so wohlgefällt?
Was ist's, was ist's, was so mächtig dich schwellt?
Die Freude der Welt!

Ich vergesse den verlegenen Ausdruck nicht, es war ein Ausdruck des tiefen Mitleids, wie mir der gute Mann das Lied zurückgab. Ich setzte die Freude der Welt in Töne? Ich war verloren.

Von den Griechen und Lateinern

In so manchen Dingen muß der junge Mensch sich selbst durchkämpfen, und die Schule kann und soll ihm nicht helfen. Das betrifft auch die Frage nach Glauben und Wissen, die mich, wie dargelegt, beschäftigte. Wie wenige Lehrer sind befähigt, darin Führer zu sein! Denn jedes Individuum muß da in seiner Weise beraten werden, und eine Gleichmacherei gibt es nicht.

Gleichwohl hat mir die Gelehrtschule unendlich viel gegeben. Das versteht sich. Durch sie wurde die humanistische Bildung mein dauernder Besitz, für die schon Schleiden und Hallier den Grund gelegt hatten und die mir auch heute noch unentbehrlich scheint für alle, die geistig fördernd auf ihre Mitwelt wirken wollen.

Wie viele reden heute, sogar öffentlich, mit Überdruß, ja, mit Haß und Hohn, von ihrer Gymnasiastenzzeit und dem Unterricht, den sie da gefunden! Wenn sie schlechte Lehrer hatten, ist das verständlich; wenn sich dagegen diese Stimmen gegen das Unterrichtsprinzip selber richten, so sprechen sie sich vielmehr selbst das Urteil. Der Minderbegabte muß sich in allen Lebenslagen und nicht nur auf der Schulbank doppelt Mühe geben; im übrigen muß er seinen Schöpfer anklagen und nicht die Schule. Ich fühlte mich reich beschäftigt und daher glücklich als Primaner, und so waren es wohl doch auch die meisten von uns. Natürlich sehnte man sich trotzdem mit Ungeduld in die Freiheit, in das lockende Studentenleben hinaus. Wie oft ging ich mit Freund de Boor im Schulhof auf und ab, und er, der Nörgler und Ironiker, stöhnte: wären wir erst aus dem Stall! und stachelte die Ungeduld auch in mir! War es doch auch schlimm, zu sehen, wie die Altersgenossen in Hamburg, die Kaufmann lernten, als junge Herren schon ihre Firma repräsentierten und dabei in allen Restaurants verkehrten, während wir wie Schuljungs immer noch den Hosenboden auf den Bänken rieben und

Vokabeln lernten, um sich verhören zu lassen. Scharrt nicht ein junges Rennpferd in seiner Box ungeduldig mit den Hufen, um frei auszuholen, auch wenn es das beste Futter in marmornen Krippen hat? Auf alle Fälle schreibe ich in bester Laune hier meine Erinnerungen nieder.

Was ist Bildung? Man spielt und jongliert mit dem Wort. Kurz gesagt: Bildung ist nicht Wissen, sondern Begreifen, und die Vielwisserei genügt nicht. Es gilt Herzensbildung und Verstandesbildung zu unterscheiden. Die Herzensbildung ist das Begreifen oder Verstehen des Nebenmenschen, das uns anleitet, ihm gerecht zu werden, und auch der Ungelehrteste ist dazu befähigt; sie ist das Vorrecht der Frauen, vor allem der Frauen, die nicht studiert haben, und schon bei primitiven Naturvölkern voll entwickelt. Die Verstandesbildung dagegen führt zum Gelehrtentum hinauf und ist das Verstehen des Gesetzmäßigen in den Phänomenen der Natur und der Menschengeschichte, die uns umgeben, also auch des Gesetzmäßigen in den Sprache.

Das größte Kunstwerk, das die Menschheit schuf, ist die Sprache, die wir sprechen. Zu schönstem Reichtum entwickelt und in blühender Gestalt steht dies Kunstwerk, wie man wohl sagen darf, in der griechischen Sprache vor uns: ein Wortgewebe, das eine Fülle der schmiegsamsten Formen zeigt und die Gedanken auf das Feinste und Mannigfaltigste verkettet. Wer solche Sprache und ihre Gesetze kennen lernt, ohne daran Freude und Genuß zu finden, zeigt sich im Sinn der Verstandesbildung unzureichend. Man merkt, worauf ich ziele.

Für alle Sprachen gilt der Satz: solide Grammatik muß treiben, wer sie lernt; man muß sich der Gesetze bewußt werden, die in ihnen gelten. Das ist das Verstehen, das den Gebildeten macht. Die Lehrpläne der heutigen Gymnasien, die, wie ich höre, dem Trieb unserer Gegenwart gehorchend, nach Möglichkeit hiervon absehen und gar Latein oder Griechisch so lernen lassen möchten wie die Kellner ihr Englisch

lernen, drücken die Schulbildung auf eine niedrigere Bildungsstufe herab. Der Sinn für Form und Formgebung wird heute ertötet, weil man sich in den Literaturen nur noch für das Inhaltliche interessiert. Darum ist Kultur und Kulturgeschichte heute das dritte Wort. Man will wissen, wie die Alten in Rom oder Athen aßen und tranken, wie sie Sport trieben, ihren Kohl bauten usw. Dazu braucht man doch aber die alten Sprachen nicht zu lernen. Wozu also noch heucheln? Man sollte konsequent sein und sich mit Übersetzungen Homers, Ciceros usw. begnügen. Gehen die Übersetzungen bei den Schülern doch schon lange fröhlich unter den Bänken herum, und auch manche der Lehrer sind ihnen heute vielleicht nicht abgeneigt.

Ich habe in Hamburg als Obersekundaner und Primaner von dem gründlichen Grammatikunterricht leider nichts erfahren; er wurde in den unteren Klassen erledigt. Aber ich verschaffte mir voll Neid Krügers Griechische Grammatik mit ihrer ausgezeichneten Satzlehre, die damals viele zugrunde legten, und lernte bei ihrem Studium zugleich, wie zänkisch und erbost auch klassische Philologen sein können. Der Verfasser des Buchs, K. W. Krüger, war Berliner Gymnasialprofessor; giftig wie die Tarantel fährt er im Anhang seines Lehrbuchs gegen die „naive Frechheit der ehrlichen Leute“ los, die seine Leistungen nicht würdigten. Diese ehrlichen Leute besitzen pflichtgemäß „das Genie der Verkehrtheit“, und so würde es ihn, den Verfasser, nur kränken, wenn er ihnen nicht mißfiele. Hoho! dachte ich. Soll ich hier außer der Syntax auch noch das Anpflaumen lernen? Wie herrlich muß es sein, Philologe zu sein!

Aber meine Hamburger Herren Lehrer belehrten mich eines Besseren. Da war alles feine Form; akademisch, wie ich schon sagte.

Turnen und Sport im Sinn der alten Hellenen gab es nicht; das war bedauerlich; auch keine Musikstunden; das war mir entbehrlich; fakultativ Mal- und Zeichenstunden bei dem

Aquarellisten Rudolf Koch; da erhielt ich endlich willkommene Anleitung zum Aquarellieren. Im übrigen stand im Unterricht das Deutsche als ebenbürtiges Fach herrlich neben dem Griechischen und Lateinischen.

Soll ich nun registrieren, was wir da lasen und trieben? Das wäre eine Strapaze. Voran stehe unser Direktor Johannes Classen und sein Leibschriftsteller, der alte Thukydides, der in seinem „Peloponnesischen Krieg“ das Staatsleben der alten Griechen als „Besitz und Erwerb für alle Zeiten“ als Miterlebender geschildert hat. Classen war in der Gelehrtenwelt eine angesehene Persönlichkeit, seine Ausgabe des Thukydides eine imposante Leistung, die ihn um so viel Jahrzehnte überlebt hat und immer noch lehrreich Nutzen schafft. Als Direktor aber war er es, der unsrer Schule den unknechtischen und unschablonig liberalen Geist verlieh und den Begabteren es möglich machte, die Flügel frei zu regen, ohne daß die Disziplin ernstlich gelitten hätte.

Es war eine respektvoll und frisch empfängliche Stimmung, wenn er in die Klasse trat, der hochgewachsene, schlanke alte Herr mit der grauen Perücke, die das Dach war, unter dem seine Gedanken nisteten. Das Buch in der Hand, erklimm er rasch nur die ersten der beiden Stufen des Katheders und blieb da balancierend die ganze Stunde lang stehen, seitlich das Buch auf dem Pult aufgeschlagen neben sich. Munter blickte er sich um durch seine Brille, die sich immer verschob. Er war heute bester Laune, hatte offenbar keinen Ärger gehabt: „Schöner Tag heut! Die Sonne Homers überm Speersort. Kapitel 15. Wer liest? Hoffentlich wird es auch hell in uns.“ Dabei wippte er unruhig mit dem Fuß und ließ übersetzen.

Sprunghaft ging es hin und her. Der Text war schwierig; eine große Satzperiode wie ein Knäuel, das man auflösen muß. „Sie haben das Subjekt; können Sie das Prädikat nicht finden? Das Prädikat!“ Und sein Anruf wandte sich an den nächsten Schüler und sprang weiter von Kopf zu Kopf; eine

schwirrende Lebhaftigkeit. Wenn man gut übersetzte, summte er leise mit, als genösse er das Gelingen wie eine Süßigkeit; ging es schlecht, so schimpfte er nicht, sondern schüttelte nur unwirsch den Kopf, er glich der Trauerweide, und vergrub das Kinn tief in den Vatermörder mit dem Ausdruck, als sei er persönlich beleidigt und kaute an etwas Bitterem.

Sein kluges Gesicht war eigentümlich horizontal gebaut. Mit der Brille lief wagerecht sein langgezogener Mund parallel; der etwas struppige Backenbart holte ebenfalls, statt noch unten zu fallen, wie schwebend nach rechts und links in der Richtung der Ohren aus, und das unbärtige, breite Kinn stützte sich auf die grade Linie der straffgebundenen Krawatte. Über diesem fast quadratisch gebauten Gesicht wölbte sich der Ansatz der Perücke im romanischen Rundbogen. Das Haarwerk aber war nicht geschickt angefertigt. Ich verstehe etwas von Perücken; denn mein Vater lieferte mir ein schönes Beispiel und Exempel. Bei dem lag das Haar natürlich und ohne Kanten schmiegsam an, anspruchslos und unauffällig; die des Gelehrten dagegen starrte von Haarmassen und sah wie eine Kappe oder wie ein Skalp aus, den der edle Mann erbeutet und nun als Siegeszeichen selber trug.

Aber diese Betrachtung gehört nicht hierher; sie ist gleichsam an den Haaren herbeigezogen. Die Lektüre brach er plötzlich ab, und der Gegenstand selbst ergriff ihn. Kleon war's, der gewalttätige Demagoge, der das edle Volk Athens mißleitete. Da erging er sich in der Erläuterung der griechischen Demokratien, Staatswesen, Wahlsystem, Freiheit und Selbstbeherrschung der Politiker in verantwortlicher Stellung, und die Rede floß in Hast und Erregung hemmungslos wie ein Plätschern aus den unendlich beweglichen schmalen Lippen, bis sich ein Finger hob und ein Schüler sagte, ob denn der Kleon nicht besser war als sein Ruf? Hat der Autor ihn nicht parteiisch verunglimpft? Da sprühte es in doppelter Erregung hervor; es ging um die Ehre des Thukydides, der

als das Ideal und Muster gilt der Objektivität in der Geschichtsschreibung. Mit den Fingern fuhr sich der Gute vor Erregung ins Haar, daß die Perücke tanzte und die blanke Kahlheit unter ihr neugierig hervorlachte. Jawohl, sie lachte; wir aber nicht, denn wir waren viel zu gefesselt und hinhorchend. Dieser Mann erlebte seine Wissenschaft. Sie lebte in ihm.

Das waren politische Themen. Auch des Demosthenes Reden traktierten wir; es waren die berühmten Philippika. Sie betreffen den letzten Verzweiflungskampf Athens um seine Freiheit. Ganze Teile jener Reden mußten wir auswendig vom Katheder herab deklamieren. Thukydides und Demosthenes, beide zeigen uns den Kampf des Freistaats um seine Geltung, die Hingabe des gesamten Bürgertums an den Staatszweck. Bei Thukydides steht sie in Blüte; Demosthenes dagegen mußte sie aufpeitschen. Das war etwas für unsere Jugend, und es ist dies noch heute. Es handelt sich eben um Demokratie, aber eine solche, die nicht pazifistisch jede Kränkung hinnimmt, sondern Waffen trägt und für ihre nationale Bedingtheit auch den Verzweiflungskampf auf sich zu nehmen bereit ist.

Wir Hamburger Hanseaten waren ja Republikaner. Mochte das ersehnte deutsche Kaisertum sich über uns erheben, der Geist blieb derselbe: Selbstverwaltung des Kleinstaates, energische Abwehr aller Übergriffe der Nachbarstaaten. Heute ist ganz Deutschland wie Hamburg Republik, und die Wehrlosigkeit Deutschlands verlockt den Nachbar zu Übergriffen. Nur in Waffen können wir uns den Frieden sichern; das predigte schon Demosthenes seinen Athenern.

Eine zweite Größe unter den Lehrern war Professor Adolf Kiessling, der Horazkenner. Ihm ging schon damals der Ruf voraus, man werde ihn bald an eine Universität berufen. Er war damals noch nicht vierzig Jahre alt, ein wohlgenährter Junggeselle, blond, rosig und schön, mit etwas trägem Gang und dem schönen Gefühl der Überlegenheit, wenn er an un-

seren Bänken entlang ging, um seminaristisch durch das Lehrgespräch zu wirken. Gedankenvoll griff er sich in die üppig hochstehenden Locken, wenn ein Problem im Horaztext ihm aufstieß, und aus den Fenstern warf sich die Erleuchtung in seine blauen Augen. Aber wir merkten, der Herr bereitete sich oft nicht sorglich vor, und es gelang uns dann gelegentlich in aller Ehrerbietung ihn, wie man sagt, hereinzulegen. Er hatte sich geirrt. Dann lächelte er mit seinen vollen Lippen halb verlegen und halb herablassend und voll Güte, als hätte er uns eine Freude machen wollen. Es ist vor den Primanern oft gefährlich, bedeutend zu sein.

Wenn wir so den Horaz lasen, ich meine seine Episteln in Versen, so lief man in die stille Bucht des antiken Privatlebens ein, wohin die Politik keine Wellen schlug. Es gab uns das Einblick in das Still-Leben eines kleinen, gedankenvollen Spießbürgers aus Roms Blütezeit; aber auch die Feinheit des Konversationstons der Alten lernte ich da kennen. Genialer freilich noch Cicero, wenn er an seine Verkehrsfreunde oder familiäres seine Briefe hinschleuderte. Die las ich privatim zuhause. Ich kenne keine eleganteren Briefe in der Wörliteratur als die Ciceros. Nur für den Liebesbrief findet man da leider kein Vorbild.

So habe ich denn auch Ciceros Namen genannt. Dieser lästige Wortmacher! Unleidlich seine Reden! Auch heute noch werden sie den Schülern verleidet. Das kommt aber daher, daß man die Reden buchstabiert, statt sie zu lesen. Sie sind Sprachwunder an Fülle, Wucht und Schönheit des Wortes; aber man muß sie rapid lesen, wie sie einst hinrauschend gesprochen wurden; oder man ertrinkt in ihrem Strom und verliert den Atem, und nur wer fließend Latein kann, ist ihnen gewachsen. Dem aber wird der Inhalt zum Erlebnis. Sie sind Aktion, politische Prozeßreden: gegen den frechsten der Günstlinge Sullas, gegen Verres, den Ausplünderer Siziliens, oder für den Flottenbau des großen Pompejus, der die üppigen Piraten auf dem Mittelmeer bändigen soll.

Wäre dieser Cicero nur nicht so eitel gewesen! Er prahlte zu oft mit seinen Erfolgen. Das ist ein Laster, das man oft selbst hat, aber dem anderen nicht verzeiht.

So will ich denn auch meinerseits hier prahlen und mitteilen, daß mir das Lateinlesen und Lateinschreiben besonders gut lag und mir damals schon ziemlich glatt von der Hand ging. Statt eines Pflichtaufsatzes schrieb ich einmal eine kleine lateinische Novelle, nach dem Vorbild von Vergils Hirtengedichten, wo das liebe Mädchen, die puella, mit dem Apfel nach dem Schäfer wirft, der sie verschmäht. Später habe ich das Heft noch einmal gelesen und mich freilich entsetzt; so barbarisch frech war das Latein, das ich schrieb, aber dabei fließend und flott, und das Entsetzliche bestand darin, daß ich mir, was verfehmt ist, nach Belieben neue Wörter ersann, die gar nicht existierten.

Nun aber taucht noch ein anderer Name vor mir auf; das ist Tacitus, der Historiker, der Meister der Charakterzeichnung, der Künstler, der filmartig die Kaiser und fürstlichen Frauen Roms, Tiberius, Claudius, Messalina, Agrippina, vor uns lebendig macht. Ein Künstler ersten Grades; denn er charakterisiert nur in indirekter Methode, wie es die Theaterstücke tun; er läßt sie nur handeln und reden und beschreibt sie nicht.

Zum Glück lasen wir den Tacitus damals noch nicht mit kritischem Zweifel, dem Zweifel, inwieweit Tendenz oder poetische Intuition seine Zeichnung beeinflußt haben, sondern ließen das Kunstwerk, wie es ist, auf uns wirken. Das kann jeder Künstler von seinem Publikum verlangen, und so wird der Autor selbst zur Person und taucht zwischen dem Gitter seiner Zeilen vor uns auf mit dem düsteren Antlitz, Verachtung und Wehgefühl in den bleichen Zügen. Reichtum, Pracht und alle Raffinements der Kaiserstadt: er lebt darin; aber die Perfidie und Gemeinheit herrscht, das Laster reckt sich ins Große; verschollen die alte Tugend Roms! Wann wird sie wieder erwachen? Auf junge Gemüter wirkt das faszinierend.

Dramatisches

Mit einem Tacitus ist also die eigentliche dramatische Dichtkunst artverwandt; aber auch wertvolle Bühnenstücke wurden auf der Schule gelesen, jedoch — und ich sage zum Glück — nicht Schillers und Goethes Meisterwerke; die sind dem Deutschen zu gut, um auf dem Penal abgeleiert und kläglich zerklaut zu werden, ein Nationalheiligtum, das über dem Lernzweck steht und das es nicht abzunutzen gilt. Je mehr man heute gegen diesen Satz verstößt, desto mehr wird es unserer Jugend entfremdet. Wie sinnig und taktvoll, wenn heute sogar auf den Lyzeen solche Aufsatzthemen gestellt werden wie: „Welches waren die Gefühle Gretchens im Kerker?“ Sollen die lieben Töchter sich schon in die Seele der Kindsmörderin versenken?

Wohl aber lasen wir Shakespeare englisch und Sophokles griechisch: Macbeth und Julius Cäsar, Ödipus und Elektra; den Shakespeare bei Prof. Wilhelm Wagner.

Das war ein amüsanter, fetter und netter Herrchen mit goldener Brille, ein gewiegter Latinist und Plautuskenner, der ausgezeichnet englisch sprach; denn er hatte längere Zeit in England gelebt. Er hatte von dort aber auch einen gewissen Hang zum Trivialen mitgebracht, und seine Geschmacksurteile schienen mir eine enge Natur zu verraten, der nur das Drastische zusagte. Einerlei. Für mich, der ich mich selbst mit allerlei Dichterplänen trug, war solche Lektüre erziehend und hochwillkommen.

Man kann mit dreierlei Fragen an solches Drama herantreten: wie spricht sich des Dichters Person in seinen Werken aus? Das betrifft das Ethos. Wie hat der Dichter den Stoff, den er schon vorfand, verarbeitet? Das betrifft die Erfindungsgabe. Und endlich, welchen absoluten Wert hat das Drama, wenn man es aus der Zeit, in der es entstanden, heraushebt und auch von allem Persönlichen absieht? Das betrifft die Technik und das Ethos zugleich.

Solche absolut gültigen Tragödien schienen mir der Macbeth und der Ödipus, aber auch die Elektra des Sophokles.

Ich habe damals in einer Schüleraufführung die Rolle der Elektra selbst gespielt. Mächtiges Frauenhaar wurde mir auf den Kopf gesetzt, und mir wurde heiß im Schädel; dazu das Gewand schneeweiß wie ein Bettlaken, als ob die griechischen Frauen nicht in bunten Stoffen einhergegangen wären; nicht einmal ein paar Troddeln oder eine à la grecque-Borte hatte ich am Kleide. Dazu eine goldene Spange um meine mageren Arme. Ob ich schön war? Ich muß es bezweifeln.

Und ich begann die Wehklage und steigerte mich zum Haß. Sollte kein Licht in dies Dunkel fallen?

Agamemnon, der Fürst, ist in Mykene durch sein Weib und ihren Buhlen Ägisth erschlagen worden. Fünfzehn Jahre sind seitdem vergangen. Ich — das heißt, Elektra, die Tochter — habe in all der Zeit das Haus mit Wehklagen erfüllt und im Stillen auf Vergeltung gesonnen, die Apoll, der Gott, selbst fordert. Meine böse Mutter schmählt mich darum, mißhandelt mich; mit offenem Haß trat ich ihr um so ungestümer entgegen. So beschließt Ägisth, um mich mundtot zu machen, ich soll lebendig in ein Grabgewölbe gestoßen werden, und noch heut soll es geschehen. Also gilt es noch heut zu handeln, und die Angst macht mich kühn, obschon die Not wächst; denn die Nachricht kommt, Orest, mein Bruder, auf dessen Hilfe ich gehofft, sei gestorben. Das Weh geht ins Unermeßliche. Was bleibt übrig? Die Ohnmacht? Nein. Der Mut der Verzweiflung reißt mich hoch. Und ob niemand hilft, das Recht muß siegen; so muß ich jetzt selbst die Mutter töten.

Die Handlung des Dramas scheint hier im Unmöglichen sich zu verlieren, und im Chor der Frauen, die mich umstehen, wächst die Sorge, das Grauen. Da kommt die Glückswendung, die Erkennung. Orestes lebt, und er ist da! Die Todesnachricht war Täuschung; plötzlich bricht Lichtfülle in das Dunkel. Der Gott hat den Bruder gesendet, und ich jauchze auf, darf nun andere Töne bringen und umschlinge den Ge-

liebten in Zärtlichkeit und Wonne. „O schönster Tag! Du bist in meinen Armen! Du kamst endlich, ja, du kamst, fandest, siehst, die dich ersehnt hat! Wie soll ich hemmen der Worte Strom?“

Und nun geht die Handlung blitzschnell zu Ende in harter Folgerichtigkeit. Die Gefühle haben sich ausgetobt. Hinter der Szene ersticht Orest die Mutter, die Frevlerin, und ich stehe und schreie: „stoß zu, stoß zu.“ Orest aber spricht das mahnende Schlußwort: „O träfe jeden ungesäumt dies Strafgericht, der wider Ordnung und Gesetz zu tun gedenkt. Der Frevler wären nicht so viel auf Erden.“

Sophokles ließ in seinen Dramen nicht nur den Chor singen, sondern auch den Solisten, wenn die höchste Erregung ihn faßt; das war opernhaft. Zum Glück brauchte ich das nicht; denn wir besitzen die Musik nicht, die Sophokles schrieb, die übrigens, wie ich hoffe, erträglicher gewesen ist als die, die uns in unseren Tagen Richard Strauß in seiner Oper „Elektra“ aufgetischt hat. Hugo von Hoffmannsthal hat dem modernen Komponisten dazu den Text geliefert; aber alles wird in dieser Neudichtung im rein pathologischen Interesse ungeheuerlich übersteigert, Elektra zur Furie, zur Bestie gemacht, die da heult und kreischt in der Wollust des Blutvergießens. Der ethische Gedanke, der ursprünglich die Handlung trug, versinkt in den Abgrund, daß nämlich der Haß in gewissen Fällen Menschenpflicht ist und es sich um ein Rechtsverfahren handelt. Die Vergeltung oder der Racheakt von Mensch zu Mensch ist das urtümliche Strafrecht, ist Naturrecht.

Sophokles wußte wohl, daß in Athen dies Strafrecht gar nicht mehr galt; denn das Justizverfahren vor dem Areopag hatte es längst abgelöst. Der Dichter aber will uns den Menschen zeigen, losgelöst vom Staat; er stellt ihn ganz auf sich selber, und man fühlt sich ins Absolute hochgehoben, wo kein Gewissensfriede ist, wenn nicht schon im Diesseits den Übeltäter die gebührende Strafe trifft. Kann der Mißhandelte sie nicht selbst vollstrecken, so erben die Kinder, die ihn liebten,

die Pflicht; so will es ausdrücklich die Gottheit. In Wirklichkeit ist es also die Gottheit, die straft, wo wir strafen, und der Erdmensch ist mit seinem Haß allemal nur ihr gehorsames Werkzeug.

Schön sind die lyrischen Verse der Griechen, wie ein Pindar sie gibt und wie man sie auch in den Tragödien eingelegt findet; schön gewiß, solange man sie nicht vorlesen oder gar deklamieren muß. Denn die eigentümlichen Versmaße waren nur auf Gesang berechnet, und die kümmerlichen Striche und Haken, die man in unseren Büchern heut wohlmeinend als Sprechschema daneben setzt, nützen nichts. Hebung steht oft hart neben Hebung, die Silbenfolge wird zerhackt, und es tut einem die Zunge weh. Das hab' ich damals in meiner Rolle schmerzlich empfunden. Hier kann nur die Rhythmik im musikalischen Sinn, das heißt die Taktmessung helfen. Aber nach Takten kann man nicht sprechen, und der Hörer bekommt also vom eigentlichen Wesen dieser Lyrik keine Vorstellung.

Zum Glück spielte, nachdem die „Elektra“ abgespielt, ein kleines Orchester auf, das leider wohl elektrisierender wirkte als die Elektra. Es gab Polonäse und Walzer. Ein Tanzabend. Ich zog die Spangen vom mageren Arm und fuhr in den „Schniepel“, der, glaube ich, meinem Bruder Alex gehörte, und der Takt, den ich vermißte, kam endlich zur Geltung. Die Schülervorstellung mit Tanz fand bei Senator Herm. Weber auf der Esplanade statt. Ich habe aber seitdem mir vorgenommen, nur noch in komischen Rollen mich zu versuchen. Ein bischen Fratzenziehen und den Dummen markieren, das hat mir immer gelegen.

Vom Theater

Aber genug von Griechisch und Latein, das für mich damals trotz allem, was ich gesagt, doch nur Mittel zum Zweck war. Die Deutschstunden waren mir viel wichtiger.

Sie waren für mich die Hauptsache; ich war auf sie wie ver-sessen; sie schienen extra für mich erfunden; denn Wilhelm Mummsen leitete sie. Welch ein Mensch! Ich werde noch öfter von ihm reden. Ein bischen klassischer Philologe muß allerdings jeder anständige Literat sein, so dachte ich; dafür war mir Gustav Freytag ein schönes Beispiel. Lessing hat sich als solch ein Philologe sogar erheblich hervorgetan. Gleichwohl ist Lessing für die Nation heut doch nur der deutsche Dichter. Das waren meine Wegweiser.

Bei Mummsen aber lasen wir nun Schillers ästhetische Lehrschriften, dann aber Lessings „Hamburger Dramaturgie“. Hei! Wie schneidig geht es da her! Hier in Hamburg war es; da hat Lessing dereinst einen Winter lang fleißig die Theateraufführungen rezensiert, die zeitgenössischen Dramen besprochen, den Voltaire zerzaust, Gesetze für die deutsche Dichtkunst aufgestellt, des Aristoteles Theorie von Furcht und Mitleid als Wirkungsziel der Tragödie eingehend er-örtert; beinah in jeder Zeile prickelnd lehrreich, auch noch für uns heut.

Der arme Lessing. Erst seit 1881 steht in Hamburg sein Sitz-bild in Bronze auf dem Gänsemarkt; eine imposante Gegend. Zu Lessings Zeit wurden da wohl wirklich noch Gänse ver-kaufte. Aber die ganz gemeine Vogelwelt hat es jetzt auf ihn abgesehen. Kein Tag, wo ihm nicht Hamburgs Sperlinge frech auf Haupt und Schulter springen, ja, ihn schamlos zu ver-unreinigen wagen, vielleicht aus Rache, weil er damals ent-täuscht den Hamburgern den Rücken kehrte; er hatte sein Bestes hier umsonst verausgabt.

Jetzt sitzt er da festgenagelt und blickt kritisch in die Richtung, wo heute unser Stadttheater steht. Damals stand das bescheidene Theatergebäude noch am Gänsemarkt selbst im Hintergrund eines engen Hofes, auf dem oft die Wäsche der Nachbarn zum Trocknen hing, und verfügte allerdings über ausgezeichnete Schauspieler; arg primitiv aber waren sonst die Zustände. Davon besitzen wir zuverlässige Schilderungen.

Die Vorstellungen begannen schon um 6 Uhr nachmittags, und man konnte, wenn man Billets nahm, die erwähnte Wäsche noch hängen sehen. Im Parterre gab es nur einige Bänke ohne Lehne; sonst stand man herum, wo man Platz fand. Die Hüte und Stöcke gab man zum Aufbewahren einfach an die Orchesterleute, die wohl selten fehlten. Das feinere Publikum, das oben in den Rängen saß, hängte seine Mäntel und Umhänge, wenn es geregnet hatte, zum Trocknen über die Logenbrüstung, und es tröpfelte daraus erfrischend auf die Leutchen, die unten standen, herunter. In der Galerie aber kämpften die Rohlinge mit Stöcken um die Plätze. Verlockend war es, daß man vom Parterre aus durch ein Fenster in die Punschstube blicken konnte, zu der man in den Zwischenakten Zuflucht nahm. Obendrein unterbrach das Publikum oft ungeniert durch Zurufe das Spiel, wie man das noch heute in Volkstheatern erlebt. Ein denkwürdiges Beispiel dafür ist die Geschichte vom Herrn Zastrow, die vielleicht manchem Hamburger heut nicht mehr im Gedächtnis ist.

Es war im Jahr 1793. Dieser würdige Kaufmann feierte seinen Geburtstag mit dem üblichen schlemmerhaften Familienessen. Für den Abend war für ihn zur Feier eine Theaterloge gemietet. Man gab Mozarts Zauberflöte; es war die Erstaufführung dieser Oper in Hamburg. Beim Festmahl war es hoch hergegangen, und animiert und selig kam Herr Zastrow verspätet auf seinen Platz. Das Spiel war schon im zweiten Akt, und Sarastro, der Bassist, sang eben seine berühmte Arie: „In diesen heiligen Hallen kennt man die Reue nicht.“ Darauf fiel mit Macht der Chor ein: „Es lebe Sarastro, Sarastro lebe!“ Entzückt sprang der Herr in der Loge auf; er verstand „Herr Zastrow lebe, Herr Zastrow lebe“, eine Ovation, die ihm gebührte. Ihm stürzten die Freudenstränen, und laut rief er ins Haus: „Dank und nochmals Dank; aber dat is doch to veel Ehr för mi.“¹ Schallendes Gelächter

¹ s. A. Borchert, Das lustige alte Hamburg. 3. Aufl. S. 279.

im Publikum. Mozart konnte sich bedanken. Aber in diesen Theaterhallen kannte man die Reue nicht.

Man denke sich nun Lessing, den Idealisten, den Reformator der deutschen Bühnen, solchen Zuständen gegenüber.

Und nun meine Wenigkeit. Ich erzähle das Folgende nur, um zu zeigen, wie frei man sich damals als Schüler ausleben konnte. Mein Drama „Alexander der Große“, ein Schauspiel in 5 Akten, lag halbfertig; ich vollendete es jetzt. Die jugendliche Idee war die Bewährung der Männerfreundschaft; der Inhalt: Alexander, der gegen Persien kämpft, liegt schwer fieberkrank; der Feind, der Perser, aber steht nah, und das Heer harret angstvoll auf seinen Führer. Die Ärzte verzweifeln, nur der Arzt Philippus, der den jungen König von Kindheit an kennt, verspricht Heilung. Da kommt ein Brief; von dem ersten Vertrauensmann, Parmenio, ist er geschrieben; darin stand: Philippus bringt dir Gift. Der Konflikt ist da. Wem soll der König trauen? Philippus tritt ein und bringt den Trank. Alexander fühlt: es geht um Tod und Leben; aber er muß leben; denn sein Heer braucht ihn. Er trinkt den Trank ruhig und entschlossen, indem er dem Arzt und einstigen Freunde ins Auge sieht, und reicht ihm zugleich den Brief hin, der ihn denunziert. Erstarrung, unheimliche Spannung. Fester Schlaf. Aber das Mittel half. Die Genesung tritt ein. Mit Rührung umfassen sich Herr und Diener. Dem Verleumder wird seine Strafe. Natürlich greifen intrigierend auch Frauen in die Handlung ein; aber das waren leider nur dürftige Schemen. Das Stück nahm Mummsen als Schulaufsatz von mir an; ein Drama mit Chören. Auch das unerläßliche „Schicksalslied“ fehlte nicht.

Und nun die Theorie. Das Opus war nicht eigentlich Tragödie, sondern gehörte zur besonderen Gattung des Schauspiels: eine ernste Handlung, die aber glücklich endet wie Schillers Tell; und so schrieb ich gleich noch eine Theorie des Schauspiels, die bei Lessing fehlte, und legte auch sie dreist in Mummsens Hände. Gott weiß, was der Mann da-

von gedacht hat. Er funkelte mich nur freundlich an mit seinen dunklen Christusaugen.

Der Traum, Dramatiker zu werden, befestigte sich immer mehr in mir, und so lief ich jetzt auch fleißig ins Theater (Stehparterre oder Olymp) und gab mit Neugier auf das Bühnentechnische acht. Lieber jedoch rede ich von den Darbietungen selbst, die auf mich überwältigend wirkten.

Die Oper im Stadttheater war vorzüglich, und ich erlebte da zum ersten Male Richard Wagner und die schwermütige Romantik im Lohengrin und Tannhäuser; eine freilich enorm pathetische und massiv geräuschvolle Romantik. Aber die Vorteile schienen groß. Deutscher Sagenstoff; wie geschickt gewählt! So viele Opern leiden sonst an der Fremdartigkeit des Sujets! Schon die Zauberflöte, so auch der Troubadour, die Aïda, die Afrikanerin. Hier war es anders. Dazu das immer so reizvolle Bühnenbild im Kulissenbau, und dazu die Wagnersche Musik, die in ihrer Harmonik und Stilisierung so völlig neu erschien. Und ich hörte gar Niemann in den Hauptrollen, heldenhaft schlicht an Gestalt, stark und inbrünstig im Ton. An solchen Abenden schwoll es in mir: ich will auch Bühnensänger werden! Aber ach, mir fehlte sowohl Ton wie Gestalt. Um so erpichter war ich jetzt, die klangvollen Arrangements für Klavier aus den genannten Opern, die von Franz Liszt stammen, zu spielen. Das war meine Wagnerperiode, die auch noch an den „Meistersingern“ sich nährte. Ich bin später ganz davon abgekommen.

Und nun Charlotte Wolter. Die Nachwelt flicht den Mimen keine Kränze; aber ich will es gleichwohl tun. Die Künstlerin kam damals öfter nach Hamburg und mir war beschieden, durch sie das Größte der Dramatik, das mir denkbar scheint, zu erleben. Sie spielte im Thaliatheater (im Stadttheater war die Akustik minder günstig). Im Wintermärchen sah ich sie, im Macbeth, als Sappho und als Adrienne Lecouvreur, und das Wunderweib beherrschte ganz mein Fühlen und Denken. Dies Sterben der Adrienne, das sündige

Grauen der Lady Macbeth, die leidende und siegende Unschuld im Wintermärchen, alles in Schönheit und Wahrheit getaucht.

Wie ihr danken? Sie war mir unerreichbar. Schluchzend rannte ich Narr nach solcher Vorstellung um die ganze Binnenalster, stand auf der Lombardbrücke einsam und starrte in die Sternennacht, als wandelte die Unvergleichliche, ein göttlicher Lichtschatten, auf der schweren Finsternis, die über mir den Himmel deckte. Ich konnte nicht nach Hause finden. Wie wunderbar sprach sie Sapphos Verse! Es klang mir immer noch im Ohr. Das sonore Organ, die feine Gestalt, das rassig Naturgewordene im Wesen, das Angesicht von edelster Form, darin wechselnd alle Affekte spielten, jeder Lieblichkeit fähig und jedes Schreckens — so war sie von klassischer Vornehmheit in der Ruhe, umstürzend vibrierend in der Leidenschaft, kühn in der Bewegung, wild im Aufschrei, alles überraschend wahr, wahr. Genial auch die Kleidung, in der ihre Gestalt erblühte und die ihr, ohne auffallend zu sein, auf das wirksamste half; auch darin eine Künstlerin.

Sie war ihrer Wirkung sicher und konnte sich alles erlauben. Als ihre Stimme nicht angab, denn sie war erkältet, spuckte sie aus; in großem Bogen ging es sichtbar über ihre lange Schleppe weg nach hinten. Das störte gar nicht; man freute sich, wie klug sie war und daß ihre Stimme nun klang und frei wurde. Völlig vergaß man, daß sie Schauspielerin war. Sie war wirklich die Person, die sie gab, und man glaubte voll Rührung sogar an die Phantastik des Wintermärchens, wo das verstoßene Weib zur Statue wird und nach so vielen Jahren wieder auflebt und in unveränderter Jugendschöne wieder ins Leben tritt. Wie großartig, sein Ich so völlig zu verlieren und preiszugeben, in jeder Rolle eine andere, wie ein glühendes Metall, das umgeschmolzen jede Gestalt annimmt! Wie wenig Schauspieler habe ich nach ihr gesehen, von denen annähernd dasselbe gelten könnte. Die Ziegler blieb immer die Ziegler, die Elmenreich die Elmenreich, die Sorma die Sorma,

Barnay Barnay. Friedrich Haase war nur als Komiker großartig und läßt sich nicht vergleichen.

Das Thaliatheater Hamburgs stand damals auf der Höhe seiner Leistungen unter Maurice's Leitung; ich nenne nur flüchtig den Charakterspieler Görner und Triebler, den unverwüstlichen Komiker, und das Zusammenspiel war ausgezeichnet. Das kam der Wolter zugute. Fräulein Zitt war eine treffliche Gegenspielerin, und der Wolter lag es fern, wie wohl sonst die Virtuosen es lieben, aus dem Ensemble hervortreten; sie ordnete sich dem Ganzen gefügig ein. Aber es war schon Sensation, wenn sie aus der Kulisse trat.

Ich aber gab dabei für meine eigenen zwerghaften Zwecke auch auf einiges Bühnentechnische acht, wie, daß man in den Hauptszenen das Sortie für den Schauspieler möglichst günstig gestalten muß und daß bei der Dichtung der Schlußakt allemal das Gefährlichste ist, denn da läßt nur zu leicht die Spannung nach, und man bricht auf, ehe noch der Vorhang fällt. Vor allem wurde mir klar, daß in der Handlung bedeutende Frauenrollen nicht fehlen dürfen; sie sind wie der Herzschlag in der Schöpfung, und ich sortierte danach sogleich Shakespears Dramen. Im Hamlet ist dies der Nachteil, daß die Ophelia leider nur Episode und eine so passive Figur ist; und was wäre der Faust ohne die Gretchengestalt? Daß der erste Teil des Faust, theatermäßig betrachtet, eigentlich eine Gretchentragödie ist, hat der Franzose Gounod richtig erkannt. Für seinen „Egmond“ hat darum Goethe das Klärchen gleichfalls aus dem Nichts erfunden. Und daher auch die Marfa in Schillers unfertig gebliebenem Demetrius; sie fesselt unbedingt mehr als der Titelheld; denn sie trägt in quälendem Mißtrauen sein Schicksal in Händen, ihres Herzens Stimme bringt die Entscheidung, und wer das Stück ergänzen wollte (es ist noch keinem recht gelungen), müßte hierauf acht geben. Ich aber? ja, ich. Mein armer „Alexander“ war nur Männerdrama, und ich beschloß, im nächsten Stück soll das anders werden.

Aber die Zeit verging und ich kam nicht dazu. Werde erst verständig, sagte meine Melpomene; dann wollen wir sehen, was sich machen läßt.

Das Deklamieren

Deutsche Stunden. Ist mit dem Gesagten erschöpft, was sie uns boten? Nicht im geringsten. Noch allerlei weiteres ist mir unvergessen wie die unentbehrliche Einführung in Schillers philosophische Gedichte. Auch den so kunstvoll disponierten Grundriß von Schillers Glocke deckte Mummsen uns auf, freute sich aber auch, wenn wir, was damals modern war, privatim lasen und z. B. Geibels schwächliche Dramen Brunhild und Sophonisbe mit einem Hebbel und Grillparzer verglichen.

Dann aber das Deklamieren. Es ist denn doch ein Heidenvergnügen, sich vor die Klasse hinzustellen und da als Barde nach besten Kräften loszulegen. Wir waren in die Gedichte verliebt, die wir vortrugen, durften sie uns selber wählen, mußten freilich unseres Lehrers Genehmigung dazu einholen, und da deklamierte der eine aus Jordans „Nibelungen“ (das ging im Stabreim), der andere den alten „Kampf mit dem Drachen“ und so fort. Dabei war das Zuhören allerdings oft peinlich. Der eine schrie zu toll, der andere machte Kniebeuge vor Erregung oder wußte nicht, wohin mit den Händen, bei anderen trabten die Verse so langweilig dahin, wie ein Gaul, der den Karren über das Pflaster zieht. Die Naturelle sind eben verschieden. Zu einem Erlebnis wurde mir damals die „Braut von Korinth“. Ergreifend, ja erschütternd wurde sie von Otto Sierich vorgetragen. Das war ein ganzer Kerl.

Dabei fällt mir eine kleine Debatte ein. Am Schluß des „Kampfs mit dem Drachen“ sagt der lobende Ordensmeister:

Umarme mich, mein Sohn.

Dir ist der här'tre Kampf gelungen.

Nimm dieses Kreuz. Es ist der Lohn
Der Demut, die sich selbst bezwungen.

Einer von den hinteren Bänken erhob sich nach diesen Worten und sagte: „Ist das nicht Unsinn? Die Demut braucht sich doch nicht erst selbst zu bezwingen. Schiller hat sich mächtig versehen. Vom Stolz hätte er das sagen müssen, daß er sich selbst bezwang.“

Großes Stillschweigen. Mummsen zeigte auf seinem Hochsitz ein höhnisches Grinsen und rief: „Wer verteidigt Schiller? Ist Schiller dumm oder sind es wir?“ Wir sahen uns an, keiner wußte zu raten. Da beugte er sich tief vornüber, so daß sein Kinn sich auf das Pult stemmte, und fragte mit ironischer Mildigkeit: „Wissen Sie denn wirklich nicht, daß man oft abstrakte Begriffe personifiziert, z. B. die Tugenden zu Personen macht und diese Personen tun dann das, was sie sind? Die Liebe ist langmütig und freundlich; so steht geschrieben; ja, als Frau Venus ist sie selbst verliebt. Das ist die poetische und religiöse Sprache: die Liebe liebt, die Hoffnung hofft, der Glaube glaubt und versetzt damit Berge.“

Da meldete sich auch schon der Primus. Der Zufall wollte, daß er eine Stelle aus dem Wallenstein wußte: „die ist ganz ähnlich; denn da heißt es vom Stolz: der gefallene Stolz beugt sich herunter.“ Mummsen war entzückt, nickte zehnmal mit dem Kopf, daß die langen Haare flogen, und schloß: „Nun also, ich hoffe, auch Schillers Tadler beugt sich nun herunter wie der gefallene Stolz und befließigt sich hinfort der Demut, die sich selbst bezwingt.“¹

Wie sonderbar, daß ich von solchen Bagatellen rede. Aber Geduld, es hilft nichts, und ich fahre damit noch fort. Auch zum Verständnis der Reimkunst gab uns Mummsen Winke, wozu Freiligraths verwegener „Löwenritt“ der Anlaß war.

¹ Es sei hier auch noch der volkstümliche Spruch verglichen, den Lipperheide im „Spruchwörterbuch“ (1907) S. 312 mitteilt: „Der Glaub' verlaßet sich auf Gott; der rechte Glaub' geht bis in Tod“.

Es blieb nämlich nicht aus, daß auch dieser „Löwenritt“ deklamiert wurde.

Wie kahl und mechanisch wirken oft im Französischen die Reime, wenn *répeté* auf *côté* reimt oder *aimable* auf *agréable*, also nur die kahlen Endungen anklingen, die an sich nichts bedeuten. Das Deutsche hat den Vorzug, daß die Reimsilben fast immer zugleich auch Sinnträger sind. Es ist, als ob der Vers wie ein Gezweig Blütenknospen treibt: die Blüte ist der Reim. Er belebt bei uns den Gedanken, pointiert ihn und wirkt wie eine Klammer, die den zweitheiligen Gedanken zusammen hält, wie

Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da läßt sich kein Gebild gestalten,

oder

Wer den Dichter will verstehn,
Muß in Dichters Lande gehn,

oder

Alle Räder stehen still,
Wenn der Arbeiter nicht will,

oder

Das Geld, das Geld behält das Feld,
Spielt den Meister in der Welt.

Aber es gilt nun zu unterscheiden; in der schlichten Volksdichtung sind die Reimworte möglichst unauffällig; man denke an solche Gedichte wie

Ach wie ists möglich dann,
Daß ich dich lassen kann.

Im Erhabensten dagegen dürfen sie sich so ins Überraschende steigern, wie bei Goethe:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis.
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis.
Das Unbeschreibliche,
Hier ist's getan.
Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan.

Freilich fallen solche Kunstgebilde leicht lästig, wenn sie nicht

kurz sind. Aber auch unsere orientalisierende Poesie braucht oft dieselbe Reimfülle, um exotisch zu wirken, und vielleicht war Goethe, als er die Schlußworte seines Faust niederschrieb, schon von ihr angeregt. Es bleibt immer noch hübsch und reizvoll, wenn wir den Liebesschwur lesen:

Ich nähre dich und schütze dich;
Ich ehre dich und stütze dich.

Es handelt sich um „Nal und Damajanti“ bei Rückert:

Im Werk und in Gedanken
Will er von ihr nicht wanken . . .
Sie ist die anmutsittige,
Sie ist die schwebetrittige,
Auf die sein Sinn gestellt ist,
Weil sie die Seele der Welt ist.

Diese Sprache ist wie die Vegetation Indiens; alles ist da üppiger und die Farben greller.

Aber vom Erhabenen ist nur ein Schritt zum Lächerlichen; das zeigt Freiligraths „Löwenritt“, wo der Wüstenkönig bekanntlich der Giraffe zu Leibe geht und die raren Worte sich häufen. Auf die Hottentottenkrale reimen sich die Lichtsignale. Der Kaffer schweift durch die Karroo (sprich Karru), und die Antilope schlummert und das Gnu. Der Löwe lauert im Rohre, und ihn umrauscht die Sykomore. Der Giraffe springt er auf den Nacken, und ihr buntes Fell gleicht den Schabracken. Das ist maniriert, Geschmacksverirrung und verlockt zur Parodie. Man hüte sich vor dem Gesuchten, wenn man ans Herz des Hörers greifen will.

Ich aber (ich hätte mich selbst fast vergessen), auch ich deklamierte da natürlich, und was? Ich muß mich doch nachträglich wundern: Birtsche Poesie. Nicht nur zu Haus der Köchin las ich meine Produkte jetzt vor, sondern stand damit vor der Klasse: handelnd vom Jüngling, der in der Natur in der Morgenstunde den erwachenden Tag erlebt und sich stolz als Genießer und Herr der Schöpfung fühlt; hochpathetisch, in griechischem Versmaß, nur allzu verkünstelt im Ausdruck. Ohne Phöbus und Hypnus, Philomele und

ähnliche Kostbarkeiten ging es nicht. Mummsen aber machte wieder gütige Augen.

Und nun galt ich in der Klasse schon als Berufspoet. Burchard, der übermütig fidele Mensch, unser Primus, später Oberbürgermeister von Hamburg, sagte mir ins Gesicht: „Wenn ich mal König bin, sollst du mein Hofdichter sein“. Das klang ziemlich herablassend, und ich antwortete ihm, so schnöde ich konnte. Aber man muß gegen solche Naturen großherzig sein, und ich war es. Meine frühere Zurückhaltung aber war dahin, und in müßigen Augenblicken trug ich in meinem Mathematikbuch (dem Matthias), das hinten Figurentafeln hatte, auf die Rückseiten der Tafeln allerlei Verse ein, die in der Klasse alsbald herumgingen; denn man hatte sie da bald entdeckt. Und da meldete sich auch schon ein Bruder in Apoll (er hieß Heckscher); der zeigte mir seine Gedichte, Sonette, Liebesverse, die sich sehr gut lasen, und er war mir weit voraus; denn sie waren schon gedruckt. Sie standen in der „Reform“ oder im „Fremdenblatt“ zwischen den Zeitungsannoncen eingekeilt mit des Dichters Chiffre darunter. Donnerwetter! Etwas wie Neid flog mich an. Gedruckt sein ist etwas Enormes für die kindische Seele. Aber nein. Ich hätte mein unfertiges Zeug doch nie drucken lassen. Bis in mein 34. Lebensjahr habe ich damit gewartet.

Geschichtsstudien

Aber zurück auf den Weg! Ich bin in eine Sackgasse geraten. Auch war alles, was ich bisher über Mummsens Unterricht gesagt, nur Hinweise und Winke auf theoretischem und technischem Gebiet, die unsere Urteilsfähigkeit steigerten. Man glaube nicht, daß es dabei am Wichtigsten, an historischer Auffassung fehlte. Vielmehr wurde auch für deutsche Geschichte, für Weltgeschichte, das Interesse mächtig gefördert. Es war für mich sogar der Gipfel des Ganzen.

Denn wir lasen das Nibelungenlied im Originaltext, mittelhochdeutsch, ebenso Walther von der Vogelweide. Jordans „Nibelungen“ wurden dabei zur Hauslektüre gemacht, und wir griffen damit um ein halbes Jahrtausend in die Vorgeschichte und in das Werden und Wachsen des deutschen Geisteslebens zurück. Der Trieb, dies Wachsen weiter zu verfolgen, regte sich unmittelbar in mir, und so wurde ich damals schon zum Historiker in nuce oder im kleinsten Format, und der bin ich, sofern ich Wissenschaftler bin, bis heut geblieben.

Gervinus' deutsche Literaturgeschichte, damals das führende, von Gelehrsamkeit strotzende Werk, arbeitete ich durch und versenkte mich vor allem in Luther und die Massenpamphlete seiner Gegner, ein fabelhaft reges geistiges Treiben: Thomas Murner, welch gesunde, aber fast säuische Grobheit! Dazu Hans Sachs und Fischardt, der lustige, geniale, mit seiner Gargantua und der tollen Floh jagd der Weiber, betitelt: Flohhatz, Weibertratz. Die Originaldrucke entlieh ich der Stadtbibliothek, und Leopold Ranke's Reformationgeschichte ließ ich mir zu Weihnacht schenken; die gab den politischen Hintergrund.

Und dazu kamen nun endlich die Schülervorträge. Denn Mummsen verlangte, daß wir das Katheder erstiegen und uns im Vortrag übten. Da war ich um ein Thema nicht verlegen, sprach über die literarischen Zustände in Luthers Zeit; dann aber griff ich in die reine Historie und sprach über Savonarola, über Gustav Wasa. Das heißt: ich sprach nicht, sondern las nur vor. Das Freisprechen lag mir nicht; denn ich war viel zu tiftelig im Ausdruck. Was ich da gab aber, waren Lebensbilder; es waren schon „Charakterköpfe“. Einige Hefte besitze ich noch, und es ist mir denn doch spaßig, zu sehen, daß ich Anfänger schon damals, und in aller Weisheit, dasselbe dozierte wie heut, daß keine Geschichtsschreibung ausreicht, die nicht vom Biographischen ausgeht. Wie jedes Drama auf den Charakteren beruht, so auch das der Weltgeschichte.

Übrigens kam ich dabei nicht ungerufen davon. Es handelte sich z. B. um Gustav Wasa, der im Triumph aus dem russischen Kriege nach Hause kam. Wozu so viel Worte? Ich sagte einfach, er sei „heimtriumphiert“. Solch dreiste Wortbildungen ließ der Lehrer nicht hingehen. „Mäßigen Sie Ihren Spieltrieb“, hieß es, „und hüten Sie sich vor allem, was auffällt.“ Gewiß eine gute Lehre für den Prosastil, die er selbst freilich, wenn er freiweg sprach, keineswegs befolgte. Denn wenn er in seinem Verlangen nach starkem Ausdruck von „schlechthinniger“ Erkenntnis und in der Extase sogar vom „innersten Seelenknochen“ sprach, den sie durchdringen muß, so lächelte gar mancher von uns pietätlos und pflichtgemäß; denn die Jugend muß etwas zum Bespötteln haben.

Freiheit und Charakterbildung

Er war ein Phänomen, dieser Mensch, um es endlich zu sagen, dieser Wilhelm Mummsen; er war eines, wie ich kein zweites erlebt. Zu lange habe ich mich schon zurückgehalten und muß nach so viel Jahren versuchen, ihn zu verherrlichen.

Ein junger Mensch von 35 Jahren, ohne alle Titel und Würden, schien er ganz unebenbürtig, ein Unbefugter im Personal unter all den würdevollen Herren Doktoren und Professoren; aber er war der einzige Siegreiche, der Geniale, Ursprüngliche, der Vollmensch, der sich ehrlich vor uns auslebte, das Herz auf der Lippe, der jugendlich hinreißende; schließlich die Seele des Ganzen. Unscheinbar, wenn er eintrat, in der Joppe, als käme er von der Wanderung hereingestürmt, schlicht und unweltlich in der Tracht; „der Braune“, wie ich ihn nannte. Denn braun kleidete er sich; kastanienbraun war das glatte Haar, das lang und reich herabhängend den schmalen Kopf umrahmte und flatterte und flog bei jeder Bewegung; auch der Teint bräunlich wie der Johannes des Täufers, der Gottes voll aus der Wüste kam.

Das Gesicht ausrasiert, so auch die Oberlippe; nur von der energisch vorgestülpten Unterlippe fiel über das Kinn der Bart, den die Bartscherer die Fliege nennen, kräftig nach unten. Unter den starken Brauen aber glühten die mächtigen Augen tiefbraun und dunkel, seelensuchend und schicksalsvoll. Um seinen Mund, der die Rede widerwillig zurückhielt, lag furchtlose Entschlossenheit.

Er fühlte, daß er anders als alle die andern war, und auch diese andern mußten das fühlen. Es war ein Abstand, und so war er der Einsame in seiner Art. So herzlich er lachen konnte, so gemütvoll er mit uns sorglos werdenden empfinden konnte: ein Schleier der Melancholie hing über ihm. Er war wie Tell; die andern Dozenten wirkten als Gruppe; er war es, der dachte: „der Starke ist am mächtigsten allein.“ Aber er hatte mehr Pfeile im Köcher als der Tell.

Woher die ganz vorherrschende Stellung, die er sich rasch erwarb? Weil er auch die Religionsstunden gab. Wer beides, Religion und Deutsch vorträgt, ist in der Lage, die Sinne der Jugend im Sturm zu nehmen.

Er war ein Hamburger Kind (sein Vater Pastor in Hamm), hatte in Göttingen Theologie, dann weit ausgreifend Philosophie und Sprachen studiert, war schon als Studio im Kreis seiner Kommilitonen der führende Geist gewesen. Von Interessen und der Fülle der Probleme hin und her geworfen, kam er gar nicht dazu, ein Staatsexamen, auch nicht den Doktor zu machen, sondern wurde, als hochbedeutender Mensch auch ohne das sofort am Göttinger Gymnasium beschäftigt, dann in Stade in Hannover gleich 28jährig Direktor der dortigen Mädchenschule, des Lyzeums. Dann proponierten seine Hamburger Freunde seine Berufung nach Hamburg. Das aber schien unerhört, eine Sünde gegen den heiligen Geist des Bürokratismus, einen ganz titellosen Menschen, der keine papiernen Zeugnisse vorzeigen konnte, mit vollem Gehalt an der großartigen Gelehrtenschule anzustellen. Erst nach schweren Kämpfen wurde dies durchgesetzt. Das ist vornehmlich

das große Verdienst des Direktor Classen gewesen; der war weitsichtig und kein elender Paragraphenmensch und wußte, worauf es ankam.

Die Sachlage war freilich einzig in ihrer Art. Denn was ist origineller? Dieser Mensch, der an Wissen und Forschungstrieb so viele überbot (und er hat auch noch später nachweislich unausgesetzt wissenschaftlich gearbeitet und aus dem Tiefsten geschürft), er hat in seinem ganzen Leben so gut wie nichts drucken lassen. So ist er in der Literatur ungenannt; in der deutschen Gelehrtenwelt weiß niemand etwas von ihm; wohl selbst in Hamburg ist er heute so gut wie vergessen. Auch im Johanneum ist das Bild dieses hervorragenden Lehrers, so viel ich weiß, nicht aufgestellt. Warum? Weil er früh dahinstarb und an der Schule nur zehn Jahre gewirkt hat? Um so mehr drängt es mich, ihm hier diese Zeilen des dankbaren Gedächtnisses zu weihen.

Erst nachdem ich zur Universität abgegangen bin, erst im Jahre 1872 hat sich Hamburg auf Antrag der Oberschulbehörde veranlaßt gesehen, Mummsen den Professorentitel zu verleihen. Den Schülern wurde dies zum Anlaß, ihm einen Fackelzug zu bringen; für Hamburg eine Seltenheit und eine wunderbare Stärkung für sein immer schwankendes Selbstgefühl. Der Sprecher aus der Schülerschar aber sagte: „Den besten Teil unserer Bildung führen wir grundlegend auf Ihren Unterricht zurück.“¹ Ebenso hätte auch ich sprechen können.

Die tiefsten Probleme der Menschheit waren es, die ihn beschäftigten. Das zeigt sein schriftlicher Nachlaß. Warum ließ er nichts drucken? Aus Selbstkritik; denn nichts schien ihm für den Ernst der Sache genügend. So stand er nun aber nicht nur als Lehrer vor uns, sondern auch als Forscher. Er zeigte uns die Probleme und gab sich offen als ringender Mensch wie wir. Unleidlich war ihm die Selbstzufriedenheit

¹ s. das Gedenkbuch „Wilhelm Mummsen“ von Walter Hübbe, als Manuskript gedruckt, Hamburg 1885, S. 267.

der Frühreifen, und mit niederschlagender Wucht fiel er über sie her.

Unvergeßlich seine Religionsstunden. Zweimal in der Woche fanden sie statt, am Nachmittag, wo die Geister nach all den voraufgehenden Stunden schon abgetötet, das Sitzfleisch schon unwirsch, revolutionär und aufbrüchig war. Aber wie in die Höhe gerissen war man, wenn der Feuergeist da vorgebeugt auf dem Katheder saß (es war wie auf der Kanzel) und von irgendeinem Gegenstand, den das Tagespensum bot, ausgehend in frei strömender Aussprache sich ergoß, ein Ausfluten der Beredsamkeit, oft heiter ironisch, auch sarkastisch, oft spitzfindig silbenstechend, oft lodernd im Zorn. Er predigte die Gottheit und die Menschenpflicht, aber ganz in seiner Weise (denn er hatte ein ganz persönliches Christentum), und es kam vor, daß er, von seinem heiligen Gegenstand im Tiefsten ergriffen, dem Schluchzen nahe, abbrach und den Raum verließ.

Wir lasen bei ihm das Neue Testament griechisch, z. B. den Römerbrief, und mußten einen Abschnitt übersetzen. Das war schon sprachlich sehr interessant. An irgendein Textwort knüpfte dann seine Rede an. Was aber wollte er? Erziehen; erziehen war sein innerster Beruf, und alles universale Wissen schien ihm nur Mittel zu diesem Zweck. Mummssen allein hat damals auf der Gelehrtenschule wirklich erziehend auf uns gewirkt, mit schonungsloser Energie, prophetenhaft. Jeder Kraftausdruck war ihm da recht. „Kein Affengegrinse der Menschen soll uns unsere Ideale vernichten.“

Von Dogmatik kein Wort. Sie stört nur und trennt als Scheidewand den Deutschen vom Deutschen, da wir uns doch gegenseitig brauchen. Nachbeten hilft zu nichts. Selbständig müssen wir sein, rief er. „Haben Sie Erkenntnismut!“ Es war eine freigeistige Frömmigkeit, deren Vortrag auch den ganz materialistisch Befangenen gewann und packte und doch auch den orthodox Erzogenen, wie ich ausdrücklich betone,

nicht verletzen konnte. Ich habe freilich gesehen, daß einer von der letzteren Gattung höhnisch das Gesicht verzog, wenn der Lehrer, ohne Jesus zu nennen, von der Erlösung handelte auf Grund des Wortes: „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen,“ oder wenn er uns das Schillerwort ins Herz hämmerte: „nehmt die Gottheit auf in euren Willen.“ Gott in uns aufnehmen? Das ist pantheistisch gedacht, und das lag mir. Aber Jesus fehlte. Jene Gottheit aber ist die Gesetzlichkeit im Weltall; sie sollen wir in unseren Willen aufnehmen; das heißt: „Freiwilliger Gehorsam ist das Losungswort der Schöpfung.“

Ich merke, daß ich selbst, indem ich dies schreibe, zum Prediger werde, und es ist doch nur einiges Wenige, was in meiner Erinnerung haften geblieben ist. Es geht um die Moral. Er rüttelte an uns gehörig, vor allem, wenn er Unaufrichtigkeit, Verstecktheit des Wesens witterte. Er donnerte los gegen die Lüge: Wahrhaftigkeit ist das erste Gebot. Der gute Geist soll in uns funkeln und blitzen. Alle Halbheit ist Feigheit. Auf die Kraft des Willens kommt es an und auf Reinheit der Seele. „Hüten Sie Ihre Phantasie vor unreinen Gedanken!“ Mit krasser Realistik ging er auf die geschlechtlichen Dinge ein und rief warnend: „Richten Sie sich doch um Gotteswillen nicht zugrunde!“ Charaktere sollen wir sein, und dazu muß man den Willen in Zucht nehmen. Aber der Charakter genügt im Leben nicht; der Takt im Menschenverkehr muß hinzukommen. Der Charakter ist in uns das Unbewegliche, der Takt das elastisch Bewegliche; jener gehört der Ethik, dieser gehört der Ästhetik an. So vermählt sich das Gute mit dem Schönen, und das war das Ideal der Griechen; es soll auch unseres sein.

Ihm selbst konnte man freilich keine Anmut nachsagen; dazu war er zu eckig und jäh. Aber er hatte doch oft Töne der Weichheit und gradezu kindlicher Heiterkeit, die sein Wesen verschönten.

Lautlos hörten wir ihm zu. Ja, für mich waren es oft

Weihstunden, wie ich sie nie sonst erlebt habe. So war er denn an unser Hinhorchen gewöhnt, und es irritierte ihn schon, wenn jemand auch nur auf der Bank mit den Fingern spielte. „Lernen Sie Selbstbeherrschung“, hieß es dann, Anlaß genug, um weiter auszuholen.

„Was ist Freiheit?“ Freiheit des Geistes, Freiheit des Seins war sein höchster Begriff. Ellenbogenfreiheit im Leben, das ist schon etwas Köstliches; aber es ist nur die äußere Freiheit. Köstlicher die innere Freiheit, und das ist die Bezwingung der Triebe. „Stellen Sie sich über Ihre Instinkte, über Ihre Leidenschaften, und Sie sind frei. Wir sind in die Welt gestellt, nicht um sie zu verachten, sondern um sie zu veredeln, aber als freie Naturen, die sich von ihr nicht unterjochen lassen.“

Wie überzeugend klang das alles! Da geschah mir Unglücklichem das Schrecklichste. Die Musik war schuld. Melodien hämmerten und klangen oft wider Willen in mir, und ich musizierte, auch wenn ich nicht am Flügel saß. Das war eben jetzt der Fall; es versetzte mich in einen Traumzustand, und wie außer mir fing ich auf einmal an, laut zu singen. Ein Lachen erhob sich von allen Bänken; ich erschrak, was hatte ich getan? Und zerschmetternd fuhr schon Mummsen auf mich los: „Das ist zuchtlos. Schämen Sie sich. Ein Schwachkopf, der sich so gehen läßt, und aus Ihnen wird nichts.“

Ich fühlte mich wie vernichtet. Es war bitter, denn ich schwärmte ja für den Mann, trat nach der Stunde zu ihm und bat ihn um Entschuldigung, irgend etwas stammelnd von der Musik, die mich zu sehr beherrschte. Da war er wie verwandelt, engelsgut zu mir und tröstete mich herzwiegend: „Ich weiß es wohl; man vergißt sich. Ich mache es selbst oft nicht besser.“ Als er mir die Hand gab, war es, als ob ich in eine Flamme griffe. Aber es tat mir wohl.

Will man schließlich einen Eindruck haben von dem Schwung der Sprache dieses Mannes, von dem ich hiermit

Abschied nehme, so stelle ich sein Gedicht von der Freiheit hierher:

Schon mancher wollt' mich lenken,
Er erntete schlechten Dank.
Frei blieb mein Tun und Denken,
Mein Reden frei und frank.

Folgte meinen eignen Wegen,
Mich scherte den Teufel die Welt,
Verlangte nicht ihren Segen
Und brauchte nicht ihr Geld.

Gönnt' jeder Einerleiheit
Ums goldne Kalb den Tanz,
Schmückt' den Altar der Freiheit
Mit ewig grünem Kranz.

So blieb ich Herr im Hause,
Und stumm in mich gekehrt
Hab' ich in stiller Klause
Mein heiliges Feuer genährt.

Wollte nur, ringsum brennten
Die Flammen lichterloh,
Daß alle sich erkannten,
Im Lichte selig froh,

Im Licht der Offenbarung,
Daß durch den Wüstensand
Nur seiner-Selbst-Bewahrung
Führt ins gelobte Land.

Laßt fahren die alten Götter.
Sie sind nur Tand und Spott.
Im heiligen Freiheitswetter
Alleine naht sich Gott.

Und hat dich nicht durchzogen
Dein Gott als Freiheitsstrom,
So bist du belogen, betrogen,
So äfft dich ein Phantom.

Mummsen starb 47jährig im Jahre 1882. Sein eignes Feuer hatte ihn verzehrt.

Unfug

Und nun Victor Hugo. Soll ich noch von ihm reden? Ich hätte ihn über dem allen fast vergessen; nach allem Ernst ein Satyrspiel. Es betrifft unsre französischen Stunden, aber wirft leider ein übles Licht auf uns Burschen. Es steckt eben in Primanern, sie mögen für das Erhabenste und Erheblichste Ohren und Augen offen haben, doch der Rüpel, der irgendwie sich austoben muß, bis zu Teufeleien. Wir waren keine Tugendbolde, und ich denke nicht daran, uns Kerle hier in Rosa schön zu färben.

Vielleicht gehört es zur moralischen Gesundheit, daß man einmal gehörig sündige. Die Gelegenheit macht Diebe, sie macht auch Missetäter. Es kommt nur darauf an, wie viel sich der arme Lehrer bieten läßt. Herrlich, wenn ein Seil da ist; die eine Hälfte von uns faßt das Seil an einem Ende an, die andre Hälfte am andern; man zieht und zieht nach Kräften; der Herr Lehrer tritt ein; in dem Moment läßt die eine Partei los und die andre liegt kläglich am Boden. Hallo. Gelächter. Langsam sucht man seinen Platz. Der Lehrer tut, als sei nichts passiert. Eine Stunde ist lang, sie ist nun doch etwas kürzer geworden.

Von Chemie hörten wir auf dem Gymnasium nichts. Was ich davon vor Jahren gelernt hatte, durfte ich jetzt vergessen; es war sowieso gleich Null, nun wurde es zum Minus. Wohl aber gab es Physik. Indes wollte es das Glück, daß der Lehrer die Stube zu Demonstrationszwecken oft dunkel machen ließ, und der intelligentere Teil von uns kroch dann unter die Bänke und trieb da seine sinnlosen Späße. Ein Unglücksmensch aber war der Mann, der uns Französisch gab. Mignet, Voltaires „Henriade“, Molières „Avare“ wurde dazu angeschafft; aber das Wenigste davon wurde gelesen. Der Lehrer hieß Dr. Micolci, ein feiner Herr in den besten Jahren. Er hatte vormals, wie ich erfuhr, in der Tertia einen frechen Schüler gehorfeigt; dieser hatte ihn wieder gehorfeigt. Der

Schüler — es war ein Ausländer, wie ich glaube, ein Spanier — war relegiert worden. Die Klasse aber sandte Abgeordnete zum Herrn Direktor und forderte einmütig, dieser Lehrer dürfe sie nicht mehr unterrichten. Direktor Classen, der wohl nicht sehr kampffähiger Natur war, gab nach und sagte zu, was die Buben forderten. Jetzt aber, in der Prima, fehlte ein Ersatzmann, und Dr. Micolci fing nach seiner Anweisung dennoch wieder an uns zu unterrichten.

Einmütig beschloß da die Prima, ihn 'rauszugraulen. Auch die sogenannten Besten machten mit. Es war eine traurige Geschichte, die sich lange hinzog. Durch Scharren und Trampeln, Lachen und Gerufe wurde der Unterricht planvoll lahmgelegt, daß der gute Herr Verzweiflungsblicke warf und wie ein Märtyrer dastand. Heute, in der Erinnerung, muß ich an den heiligen Sebastian denken, auf den man die Pfeile schoß.

Der Herr verwaltete auch die Gymnasialbibliothek, und dabei war ich sein Gehilfe, stand mich sehr gut mit ihm, und trotzdem rumorte ich in der Klasse mit, und er trat auf mich zu und sagte beweglich: „Auch Sie?“ Ich schämte mich sehr; ein verdammtes Gefühl. Ich hatte eben mit den Wölfen geheult.

Er war aber auch oft ungeschickt und versuchte in der Verzweiflung noch geistreich zu sein, indem er sagte: „Sie, meine Herren, halten auf Ihr point d'honneur und glauben, daß ich point d'honneur habe?“ Lautes Bravo belohnte diese Wendung. Da verließ er uns für immer, griff nach Paletot und Hut und stürzte hinaus. Aber er hatte den falschen Paletot gegriffen und kam wieder herein, um den richtigen zu holen. Mit Bravo wurde auch das begrüßt.

Und nun Victor Hugo. Einmal fiel uns ein, etwas mehr als Gewöhnliches zu tun, und wir baten ihn, in der Unterrichtsstunde eine Szene in französischer Sprache aufführen zu dürfen, aus Victor Hugo's „Hernani“. Er war übergücklich.

Wie viele kennen wohl heute noch dieses sonderbar romantisch abenteuerliche Stück, wo Kaiser Karl V. als Liebhaber auftritt und sich in einen Schrank versteckt und immer mit dem Degen gerasselt wird, ohne daß es je zum Schlagen kommt? Hernani ist eigentlich ein Fürst, Graf oder Herzog von Aragonien, ist aber, da sein Vater hingerichtet wurde, zum Räuberhauptmann geworden. Als solcher wird er von Karl, der damals noch Prinz ist, verfolgt und rettet sich zu dem Herzog Ruy Gomez, einem alten Herrn, der seine eigne Nichte, die schöne Dona Sol de Silva, heiraten will. Aber auch Hernani liebt heimlich diese Dona, und sie liebt ihn wieder. Ruy Gomez rettet den Hernani vor der Verfolgung; er tut es jedoch nur, nachdem er ihm den Eid abgenommen, daß er zu sterben bereit sei, wenn er, Gomez, es von ihm fordere.

In Aachen wird Karl zum deutschen Kaiser gewählt. Dort geschieht es, daß Karl dem Räuber Hernani verzeiht, ja, ihn in unendlicher Großmut wieder zum Herzog von Aragonien macht, und der fünfte Akt des Dramas kann beginnen. Da feiert Hernani in Seligkeit mit Dona Sol Hochzeit. Aber in die Festgesellschaft mischt sich eine schwarze Maske. Es ist Ruy Gomez, der eifersüchtige Alte, und die herzerreißende Schlußszene folgt, die wir aufzuführen beschlossen hatten.

Ruy Gomez lüftet die Maske und fordert, Hernani muß jetzt sterben. Die Zeit ist da; der Eid ist geschworen, und Hernani kann ihn als edler Spanier nicht brechen. Die Ehre geht über alles. Dona Sol hört es und nimmt Gift sogleich aus einem Fläschchen; Hernani trinkt daraus den Rest, und beide beginnen nun langsam zu sterben, unter pathetischen Worten, in schmelzenden Alexandrinern, so daß sich auch Ruy Gomez schließlich vor Rührung ins Schwert stürzt.

Oben unter dem Dach, auf dem Turnboden, der unbenutzt stand, hatten wir heimlich die Szene eingeübt. Ich war vielleicht der Eifrigste dabei; denn ich hatte Theatertrieb. Burchard und der lange Redlich waren, wenn ich nicht irre,

meine Mitspieler, und die Aufführung stieg. Wir agierten und brüllten gehörig.

Gomez unheimlich: *il faut mourir.*

Die Dona fordert Gift: *hélas, je t'en conjure! Par pitié, ce poison, rend-le moi.*

Hernani entsetzt: *qu'as-tu fait, malheureuse?*

Die Dona aber redet von der Hochzeitsnacht; sie ist nun da:

Devions nous pas dormir ensemble cette nuit?

Qu'importe dans quel lit?

Dann windet sie sich in Schmerzen: *Ciel, des douleurs étranges!* „Wir Sterbenden liegen schon auf der Erde, und die Ehe ist im Sterben vollzogen“:

Voilà notre nuit de noces commencée. Aber Dona Sol denkt noch daran, wie sie aussieht, und fragt: „Ich bin wohl sehr blaß?“

Je suis bien pâle, dis, pour une fiancée? Sie umarmen sich. Da wird Ruy Gomez mitleidig: *o douleur!* kniet über sie hin und stöhnt: *Mort!* Die Dona aber seufzt: „Noch nicht! Wir schlafen nur:“

Non pas! Nous dormons. Und die Sterbenden vereinigen sich inniger: „Komm näher, immer näher!“

Plus près, plus près encore!

Da ersticht sich Gomez voll Neid oder voll Reue. Schluß.

Das war's, was wir spielten, mit Wildheit und Weh. Der lange Redlich als Gomez, gut einen Kopf größer als ich, fiel mit éclat, und so lagen wir alle an der Erde, unmittelbar vor dem Katheder, und strampelten noch mit den Beinen im Todeskampf. Donnernder Applaus von allen Bänken des Hauses. Wir erhoben uns ächzend, verbeugten uns tief und winkten dankend mit den Händen ins Publikum, und der Lehrer kam heran und drückte uns die Hände voll Dank. Doppelter Applaus. Skandal. Es war eine Komödie ganz im Stil des Aristophanes. Nichts ist wönniger, als eine Dichtung zu parodieren, deren Pathos hohl und unecht und hoch-

geschroben, nichts aber auch bösartiger, ja mitleidloser als junge Leute, wenn sie die wehrlose Schwäche eines Lehrers oder Vorgesetzten erkannt haben.

Verkehr und Einsamkeit

Von alledem erzählte ich in meiner Familie nichts oder fast nichts. Ich war nicht sehr mitteilksam und hatte mich in Zurückhaltung diszipliniert. Überdies aber waren Schul- und Familienleben damals etwas völlig Getrenntes, und wenn sich in der Erziehung daraus kein Kontrast ergab, so durfte man dankbar von prästablierter Harmonie reden. Lehrer und Eltern kannten sich allermeistens nicht und fragten nicht nach einander. Das bringt die Großstadt mit sich; ganz anders in den Kleinstädten. Da kontrollieren die Herren Lehrer und spionieren womöglich, ob die Schulbuben nicht in der Kneipe hocken oder Sitzbänke an den Aussichtspunkten zerstören oder in die Filmbude laufen, statt die Hausarbeiten zu machen.

Bei uns war dies anders, und der Hausgeist regulierte unser Verhalten. Bierlokale besuchten weder ich noch meine Brüder. Das Haus bot alles schön und gut, und meine Kneipfähigkeiten habe ich erst als akademischer Bürger entdeckt.

Je trockner die Kehle,
Je dunkler die Seele.
Nur aus dem Feuchten
Kommt das Leuchten.

Diese Wahrheit ist mir erst in Bonn am Rhein aufgegangen.

Die Geschäftssorgen meines Vaters dauerten an. Es gab Verluste, die ihn arg erschütterten, und ein falscher Federstrich konnte die Einbuße von Tausenden bringen. So schrieb er auf einer Deklaration vieldeutig von einem Schiff, das Hafer brachte, es sei „in Reparatur gelegen“ statt „in Reparatur liegend“. Es fragte sich, ob das Wort „gelegten“,

wie er es meinte, im Sinne von „liegend“ verstanden werden konnte oder ob es präterital besagte, daß das Schiff in Reparatur lag und nicht mehr liegt. Der Käufer, Herr de Kräker, verweigerte die Conossemente, die Annahme der Ware, und das Schiedsgericht entschied gegen meinen Vater.

Günstig dagegen war, daß die Firma Lange in Neumühlen bei Kiel, deren Betrieb täglich 1000 Tons Getreide mahlte, ab und zu zu verdienen gab¹.

Ich war von dem, was mich selbst beschäftigte, so eingenommen, daß ich von diesen Dingen wenig wahrnahm. Nur wenn ich auf meine Mutter sah, war es anders, und ich wurde traurig.

Heute, wo nach der zerstörenden Inflation so viele Damen, die in Herrlichkeit lebten, gelernt haben zu darben, selbst am Herd zu stehen und in Blusen und Röcken, die schon andre getragen, einherzugehen, wird man es kaum verstehen, wie die Verhältnisse, die ich andeutete, meine Mutter so verstimmen konnten. Sie war eben überanstrengt. Das Riesenhaus, das wir nicht los wurden (denn kein Käufer meldete sich) und das sie gleichsam auf dem Nacken trug, lastete auf ihr zu schwer, und sie spielte fortan zwei Rollen, der Arbeiterin, die nun noch ganz anders zugriff als bisher, und der Dame, die immer noch zu repräsentieren wußte. Wenn auch nur anspruchslose Gäste oder Mitesser kamen, die gewohnte Aufmachung beim Diner mußte und mußte aufrechterhalten werden. Von den feinen Schüsseln konnte man nicht nur Buchweizengrütze essen, und unter drei Gängen ging es nicht. Die Geladenen sollten ihre Freude haben wie immer.

Mir war das ganz recht. Bei Musik und Wissenschaft war ich überdies höchst vergnügt und brachte, wie mir nachträglich klar wird, immer noch allerlei Munterkeit ins Haus. Nur ab und an beschlichen mich die Sorgen: „was soll schließlich aus mir werden? Ich bin wie ein Sekretär mit so und so vielen kleinen Fächern und soll doch einmal ein Fach er-

¹ Die Mühle brannte jedoch im Jahre 1874 ab.

greifen.“ Zum Komponisten fehlte mir die Schulung, zum Zeichner hinreichendes Talent, zum Bühnenkünstler die Stimme, zum Dichter das, worauf ich oft fiebernd harrte, das Erlebnis, der große Stoff. Was erlebte ich denn? Meine sogenannte Muse spielte immer nur mit großen Kleinigkeiten. Also Wissenschaftler? Wenn ich hieran dachte, war es, als ob ein Gebirge sich vor mir auftürmte.

Aber meine Natur sprang gleich wieder hoch, und Trübsal blies ich nicht. Die Zukunft ist dazu da, uns zu überraschen. Der Himmel hing mir, wie man sagt, voller Geigen, und zu einer von diesen Himmelsgeigen würde ich greifen, und fände ich sie verstimmt, würde ich sie schon stimmen auf den rechten Kammerton.

Auch mein Vater war ja der ewig Hoffende, und er hatte auch wieder seine guten Stunden. Ihn hielt die Hoffnung aufrecht, unsre Mutter werde einmal erben; denn das Vermögen unsrer Großmutter Haak mußte erheblich sein, und diese zählte jetzt 79, bald 80 Jahre, sie war auch gekrümmt und kleiner geworden, so daß sie von unten zu uns empor sah, dabei jedoch höchst gesund und immer noch allerliebste frisch im Wesen. Mit Versen und kleinen Aufführungen feierten wir bei uns ihre Geburtstage. Da setzte sie sich nach der Tafel ans Klavier und phantasierte mit ihren kleinen Tätzchen. Zu unserem Schrecken brach einmal der Klavierbock, und sie fiel hin, stand aber auf, als wäre nichts geschehen, und hielt sich das Spitzentuch vor den Mund vor Lachen. Zu Weihnachten brachte sie fast regelmäßig diskret eine größere Summe ins Haus; das war Vertröstung. Sie ist schließlich 92 Jahre alt geworden.

Wir nahmen zu unsrem Kummer wahr, wie eingezogen, ja, dürftig sie lebte, in ihrem Riesensaal, wo verstaubt die Raubvögel noch immer auf ihren Konsolen standen: einsam mit ihrem feinen Hündchen Topsy, das, frech geworden, der zweite Herrscher in Haus und Garten war und auf dem

schönsten sammtgepolsterten Lehnstuhl residierte. Traf man sie abends, so saß sie, in einem Winkel verloren, häkelnd bei einem Lämpchen, ja, auch nur bei einem ärmlichen Talglicht. Eine alte Zofe war noch um sie als einzige Bedienung, und an Tapeten und Teppichen, auch an den Außenwänden des Hauses spürte man den Verfall. Es wurde nichts mehr repariert. Trotzdem gab sie sich heiter, immer zur anmutigen Causerie bereit.

Woher dieser Zustand? Ihre Söhne machten ihr geheimen Kummer; aber sie mochte ihn nicht zeigen. Der ältere war nach langem Siechtum in der Ferne gestorben; der andre, mein Onkel Emil, ein kluger, geistreicher Herr, fesselnd im Gespräch, wenn er bei Laune war, aber jähzornig und herrisch, bevormundete seine Mutter, deren Liebling er gewesen, als altgewordener Junggeselle vollständig und beschränkte sie in ihrer Haushaltung auf das gewaltsamste. Erstaunlich war es, daß sie trotzdem gelegentlich noch selbständig über Gelder verfügen konnte. Meine Eltern überschüttete er, wenn sie ihm ungelegen kamen, zügellos mit den klotzigsten Grobheiten, und er hieß bei uns seit langem das Gespenst oder der Tyrann. Es war ein starkknochiges und ein korpulentes Gespenst.

Ich erinnere mich eines reichen Familienessens, das meine Großmutter gab, als ich noch ein Knabe von 10 Jahren war. Das Glas Burgunder war mir da zu Kopfe gestiegen, und ich sprang auf und fing an, ihn laut auszuschimpfen und zu höhnen, und er hörte da aus meinem losen Munde alles, was man bei uns über ihn dachte. Er griff wütend zur Reitpeitsche und verfolgte mich durch den Saal, durchs Haus; aber der Schwerfällige kriegte mich nicht.

In der Zeit nun aber, von der ich handle, lag der Onkel gichtisch gelähmt und schwer krank. Er wohnte Parterre in einem Hamburger Hotel mit einer braven Person, die ihm Dienerin, aber angeblich mehr als Dienerin war. Täglich fuhr da seine Mutter, die bald Achtzigjährige, aus Wandsbek

zu ihm, aber nicht etwa im Wagen, wie sie es konnte, sondern für 20 Pfennige im Omnibus. Er wollte es so.

*

Aber ich wollte von meines Vaters Optimismus, der immer wieder durchbrach, reden. Für Wagenfahrten im Zweispänner war er immer noch enthusiastisch, auch jetzt, und ich komme noch einmal auf sie zurück. Da mein Bruder Alexander abwesend (er studierte in Berlin), saß ich jetzt hinten auf dem Bedientenbock alleine und konnte ganz nach Wunsch meine Einsamkeit genießen.

In schönster Sommerzeit ging die Fahrt über Flottbeck nach Blankenese und weiter. Zahllose Gärten und Villen sieht man da draußen mit wundervollem Baumwuchs und durchs Laub aufschimmernd in der Tiefe den mächtigen Elbstrom, der breithin flutet und unter der Sonne wie strömendes Licht ist. Wie großgedacht und geschmackvoll aristokratisch diese Villen der Godeffrois, Baur, Donner u. a., die geschickt placiert auf ansteigendem Terrain sich heben, die lichtweißen Fassaden vornehm stilisiert! Darunter mit Raumverschwendung die smaragdgrün glänzenden englischen Rasenteppiche, die auf ihren Flächen als Ornament eine Blütenpracht in Bosketts und Vasen tragen, die unbeschreiblich ist.

So war es damals. Wie viel ist heut davon übrig geblieben? Der Hamburger blickte zu jenen Zeiten mit Stolz auf den Reichtum, der sich fürstlich darzustellen verstand, und freute sich des hanseatischen Patriziertums.

Man pflegt sonst auf dieser Fahrt bei „Jacob“ in Nienstedten einzukehren, dessen lukullische Vorzüge weltberühmt und auch damals mir nicht unbekannt waren. Diesmal jedoch fuhren wir vorüber; denn wir wollten den alten Familienfreund, Mr. Bowden besuchen, der in seiner schönen Stadtwohnung nur im Winter aushielt und dessen Riesentempel weitab und noch hinter Blankenese lag.

Dort hausten sommerlich drei Personen, Mr. Bowden mit

Frau, ein kinderloses Ehepaar, und seine Schwester Miß Bowden; echte Typen. Er selbst, der Alte, ein Schwarzer in flockig abstehendem Backenbart und dichten Haarwellen, ein Rundkopf mit tiefbraunen Augen unter den starken Brauen und einem Mund, der sich zu einem kindlich-freundlichen Lächeln breit zu verziehen gewohnt war, ein Mann, immer hilfsbereit und belehrend, mit einem Herzen voll Respekt vor Hamburg und so auch unseren deutschen Interessen gutherzig zugetan. Das war echt an ihm, die köstliche Schwärze seiner Haare aber sichtlich unecht. Anders seine Gemahlin; sie zeigte ihren graumelierten glatten Scheitel ungefärbt unter der enganliegenden, gebänderten Haube, die mit einer grünseidenen Schleife unter dem Kinn stramm festgehalten war. Die Dame war etwas steif aus Pflichtgefühl, denn sie war eben Engländerin, aber elegant und vollkommen ladylike, leidenschaftslos, lauwarm und milde.

Ganz anders Miß Bowden, eine echte Tanttennatur, die ihren Lebensfrühling längst hinter sich hatte. Quecksilbern beweglich war sie und trippelte — husch, husch — hin und her als Hilfe und Sorgerin im kleinen Sommerhaus, jeden Dienstboten ersetzend, und gegen Gäste die Verbeugung selbst. Ihre ganze kleine Gestalt war nämlich verbogen, so daß der Rücken als buckliger Hügel erschien, und was verbogen an ihr war, wirkte eben als Verbeugung. Altmodisch frisiert, trug sie je drei kurzgedrehte Locken an den Schläfen, die bei jeder Neigung des Hauptes verbindlich schaukelten und wie Glocken zu läuten schienen. Auch ihre Nase artete, völlig unklassisch, in einen Bogen aus, als verbeugte auch sie sich, so wie endlich auch das spitze Kinn die Niederung suchte und sich in dem steifen Halskragen vergrub, der, in Plissé gefaltet, einem Kelche glich, aus dem der originelle, drehbare Kopf hervorwuchs.

So standen die drei vor der Tür ihrer traulich-bescheidenen Cottage, als wir vorfuhren, und ein kolossales Händeschütteln begann. Es folgte das Frühstück mit englischem

Ale und Ei und Schinken auf Holztellern, und dann schlenderte man plaudernd stundenlang durch den ausgedehnten Park, der wie ein Sandberg sich über der Elbe erhob, mit Kiefern bestanden war und eine Fülle von Irrwegen bot. Mein Bruder John, der Gelähmte, ritt da, kühn wie immer, auf dem Esel neben uns her und behandelte das Tier glühend vor Jähzorn, wenn es bockte und nur die langen Ohren schaukeln ließ. Am schönsten war es, zum Elbstrand hinabzusteigen und die feuchtwogende Luft einzuatmen, die erquickend und seelenweitend vom Strome kam, der da unabsehbar weit wie ein Meerbusen sich breitet, auf dem die Segler kreuzten und die schweren Dampfer nachdenklich an uns vorüberzogen, hohen Rauch aufwerfend, als keuchten sie. Tausend Menschenschicksale und tausend Menschenhoffnungen trugen die Schiffe mit sich hinaus in die Welt. Wie zwergig fühlte man sich da, wenn man so als winziger Gesell wie ich am Strande stand und sich begnügte, Steine hinauszuerwerfen, die flach über das Wasser hüpfen.

Ich stand einsam; die andern waren fort. Da kam mir ein unheimlich Gefühl, wie ich es später noch oft gehabt, als ob ich eigentlich ganz für mich außer dem Menschenleben stünde; das große Leben zieht an mir vorbei, ich stehe als Zuschauer seitab und werfe nur träumend meine Sehnsüchte wie Steine in den Wirbel, die da geräuschlos aufschlagen, hüpfen und versinken, und niemand bemerkt sie. Wird es mir einst wirklich so ergehen?

Hätte ich nur erst eine rechte Verliebung! Dann würde sich alles finden. Hier im Park jedoch waren lauschige Winkel genug, aber kein hübsches Töchterlein, nur die alte Miß, deren rührendes Gezwitscher schon wieder neben mir ertönte; sie war in meine Schwester Agnes ganz verliebt — bis sie mit einem Sprung verschwand, um die Abendspeisung vorzubereiten.

Was wir sonst sprachen? Gewiß nichts Außerordentliches, vor allem nichts Berufliches. Man soll sein Handwerk nicht mit in die Natur tragen. Es genügte, daß man

immer wieder sagte: „wie schön!“ Da war ein Gestrüpp neu gepflanzt, der allzu sandige Weg durch Kies verbessert, eine neue Aussicht erschlossen. Mit Dankbarkeit schieden wir, mit Dankbarkeit denke ich heute noch an die alten drei Friedlichen zurück, die uns, besonders meiner Mutter, mehr als einmal solchen Tag der Erholung dort draußen bereitet haben. Ein Idyll der Ausruhe, allerdings nicht im Schäferstil und ohne alle erotischen Motive. Es gehört zur Lebenskunst, so pflanzenhaft glücklich zu sein wie diese drei, die dort hausten, charaktervoll und genügsam wie die Kiefern, die sie umgaben.

Es ist schade, daß die englische Sprache im Klang so ohne Wohlklang ist; ein Dichter wie Shakespeare leidet schwer unter ihr. Aber das goodby und das my dear beim Abschied, wie es hier erscholl, klang doch lieblich und gut. Dazu kam, daß wir uns mit männlich schwerem Rotwein zugetrunken hatten, und eine Rückfahrt begann als Abschluß dieses Tages durch die sommerlich duftende Nacht, stundenlang und länger, in der mein Herz hochging. Ich allein auf meinem Hochsitz. Schwärmerischer Rausch. Soll man da nicht zum Dichter werden?

Der Hufschlag der Pferde gab den Takt. Spärliche Lichter an den Straßen; auch aus fernen Fenstern blinkten sie schüchtern und träumerisch. Glühwürmer taumelten im schwarzen Laube. Die stillen Sterne erwachten über mir. Wogen von Wohlgerüchen strömten aus der Tiefe der unzähligen Gärten. Eine Nachtigall schlug seufzend und lockend. Die dunklen Baumriesen wurden größer und größer und streckten ihre Arme im Erschauern. Drinnen im Wagen war es still wie in Andacht und nur ab und zu hörte ich meines Schwesterleins süße Stimme.

Durch die Stille
Fahr' ich gern.
Friedensfülle
Nah und fern.

So klang es da in mir. Ein Verschweben der Seele in der

Natur, die tief atmete und schwelgerisch sich in Seligkeit selbst genoß.

Weit von hinnen
Durch die Nacht
Zieht mein Sinnen
Zaubermacht . . .

Ein kleines Gedicht entstand da von selbst auf dem Kutschbock, das ich nicht vergessen habe, das mir damals mein liebstes war und das bald sogar auch einen Komponisten fand. Des Abdrucks wäre es heute nicht wert.

So ging es, bis wir zur Teufelsbrücke kamen, wo die ebene Straße sich plötzlich senkte. In der berühmten Bäckerei, links, war noch Betrieb. Da stoppte der Wagen. Hallo! rief der Kutscher. Es war Hochwasser. Die Elbe in Flut; ihre Wellen überfluteten die Fahrstraße mächtig, und es rieselte und rauschte unheimlich unter mir. Die Gäule schnoben; zu sehen war fast nichts in der Dunkelheit; denn nur eine schiefstehende Laterne gab geisterhaftes Licht. Wir aber mußten hindurch. Bis zur Nabe gerieten die Räder ins Wasser. Ein Wunder, daß die, die im Wagen saßen, kein Fußbad nahmen.

Heut ist dort natürlich alles reguliert, die Straße aufgehöhht, und der Teufel lauert an der Teufelsbrücke nicht mehr, der uns den Heimweg versperren wollte.

*

Mein Umgang war damals nicht so, daß er mich aus dem Einsamkeitsbehagen, in dem ich lebte, heraushob und meine innersten Wünsche befriedigte.

Heut laufen schon die halbwüchsigen Schüler mit den Mädchen zu zweien auf der Straße herum, machen Radtouren zusammen und anderes mehr, ein Flirt nicht nur im Grünen, sondern auch von frischgrünen Menschenkindern, und nahezu jede lästige Schranke ist niedergelegt. Damals gab keine Mutter aus sogenannter guter Familie ihre Tochter dazu her, sondern es mußte ein dritter dabei sein. Es galt auch als un-

fein, wenn ein Mädels sich auf der Straße nach rückwärts umsah. Mein Vater schüttelte den Kopf, als Schwester Neß, die kleine, Schlittschuhlaufen lernte und alsbald unbeaufsichtigt mit Freundinnen auf der Außenalster diesen Sport übte. Sie tat es wunderhübsch. Das war noch etwas Außerordentliches.

Darunter litt auch mein Verkehrsleben. Meine Schwester hatte zwar reizende kleine Schulfreundinnen; die waren mir aber noch zu görenhaft. Umgang mit Familien außer der nächsten Verwandtschaft hatten wir in der Stadt nicht mehr, wie ich schon sagte. Einmal kam es dazu, daß ich mir zu meinem Geburtstag 12 Leute einlud; aber es waren nur Schulkameraden, und wir lasen da die „Räuber“ mit verteilten Rollen. Das war ja recht erhebend, da es auch eine gute Bowle gab, aber auch weiter nichts.

Ein paar Mal kam es durch besondere Beziehung dazu, daß ich trotzdem in Privathäuser zum Ball geladen wurde. Die größte Stube des Hauses, Saal genannt, fand man da ausgeräumt; an den Tapeten saßen die Dämchen herum, die Herren rieben sich stehend an den Wänden den Rücken. Der berühmte Herr Knoll lieferte mit seiner Geige verführerische Tanzmusik: Walzer, Galopp, Mazurka, Polka und was man wollte, und man tanzte nun also fleißig drei bis fünf Stunden lang. Aber ich war im Nachteil; denn alle sonst kannten sich gut unter einander, ich aber kannte keine von den so patenten kleinen Hamburgerinnen, die sich so schön schwenken ließen, persönlich. Sie wußten von mir nichts, es lohnte kaum, daß ich mich mit Namen nannte, und ich wußte vorher, keine von ihnen würde ich wohl jemals wieder treffen. Wozu also mein Herz lüften, auch da, wo es sich in mir vielleicht zu regen begann? Wo ich nichts empfand, sprach ich wenig, wo ich etwas empfand, schloß ich grimmig den Mund. Es war bitter, sich so isoliert zu fühlen; denn nur, wo man sich intim fühlt, befällt mich die Lust, zu schwatzen.

Beim Kotillon ging ich planvoll in die andere Stube, und eine

der älteren Damen des Hauses sah dann voll Mitleid, daß ich als einziger ohne Dekoration blieb, steckte mir nachträglich irgendeine blaue oder grüne Schleife an, und ich mußte dann mit ihr durch den Saal segeln und mich noch bedanken. Das war mehr als trist. Ein leidenschaftlicher Tänzer war ich, aber doch keine Tanzmaschine für Unbekannte, und der Versuch war verfehlt, sich in fremden Stuben Motion zu machen.

Ich teilte die Mädels vorwitzig in Gruppen. Die mit den ewig neugierigen Augen sind nichts Besonderes. Sie denken nur immer: wer ist die? wer ist der? und reden nur von Personalien. Verführerisch die mit den lockenden Augen; aber ich traue nicht. Es ist besser, selbst zu locken als gelockt zu werden. Zuverlässiger die mit dem sachlichen Blick: es sind die Fürsorglichen und ewig Fleißigen; sie taugen einmal zur Ehe, aber sie regen nicht auf. Am schlimmsten die gelehrten Fräuleins; sie sitzen da wie die satten, und wenn sie dozieren, geschieht es aus Notdurft und Angst vor geistiger Verstopfung. Was bleibt? Es bleiben die Denkenden, aber die naiv Denkenden, und die lob' ich mir. Sie haben jenes stille Auge, das die Tiefe ihrer Seele verrät und in denen man liest: „unser Können ist Stückwerk, unser Wissen ist nichts und das Leben ein ewiges Fragen, das nicht endet.“ Sie sind es, an deren Herz ich dringen möchte.

Ich kannte damals in diesem Sinne nur eine, und das war Agnes, meine Schwester. Aber mein Verzeichnis von Typen des Weiblichen war zu eng und erbärmliche Schablone. Es gibt noch die starken Temperamente, die siegen, auch ohne zu locken. Sie wollen erobert sein, und ich hatte sie noch nicht erlebt.

Da tauchte Lilli vor mir auf, Lilli Birt. Es war meine rechte Kusine, Waise; ihre Eltern früh gestorben. Bei ihrer Tante, Frau von Arnim geb. Strantzen, war sie in Ostpreußen erzogen worden, kam jetzt, 17jährig, endgültig nach Hamburg zurück und in den weiten Schoß der Verwandtschaft und wurde wie ein Juwel oder eine Perle überall in Wetteifer

aufgenommen. Mein Herz entzündete sich da gleich; denn sie wirkte wie ein Phänomen, ein wirklich bezauberndes Produkt unserer Rasse: schlank, jung und schön, mir fremd und doch so nahestehend. Dunkles Haar, dunkle Augen, ein energisch trotziger Zug um den kleinen Mund. Eine dornige Rose, die sich wehren will, eine weiße Rose. Aus den tiefen Augenhöhlen fuhr der Blick oft überraschend hell und lustig bis zum Übermut, oft auch wie ein kühles Feuer oder wie ein Nordlicht in der Winterkälte. Und sie tanzte brillant. Mit dem Kuß war es schwierig, aber als Kusine gestand sie ihn zu.

Von einem Abenteuer erzählte sie mir. Sie war gewandte Schlittschuhläuferin. Auf einem See bei Königsberg war sie gelaufen; böse Buben aber hatten das Eis aufgehauen, und sie fiel unter das Eis, in Todesgefahr, und ist da nur mit Mühe und durch baren Zufall gerettet worden. Sofort machte ich eine Ballade daraus, die ich ihr widmete mit dem Gelöbniß am Schluß, im Wiederholungsfall sie auf Tod und Leben retten zu wollen. Sie hätte wirklich alles mit mir machen können. Aber sie kam bald in große Verkehrskreise, fand sonst Verehrer genug. Der Primaner war ihr nichts als der Vetter, den man streichelt und stehen läßt, wo er steht. Sie heiratete früh, ich durfte ihr Glück wünschen, und ich denke, es war gut so.

Es gibt ein Wort, das lautet: „Beruf geht vor dem Weibe,“ und es war wie für mich gemacht. Man muß erst etwas sein, ehe man darauflosgeht.

Das Kriegsjahr 1870

„Frei, aber einsam,“ das wurde schon damals ein Leitwort meines Lebens für lange Zeiten, so wie es das Leitwort auch für andere, hundertfach größere, in denen ein schöpferischer Trieb arbeitete, gewesen ist.

Dann aber kommt über das Ich das Angstgefühl der Fremd-

heit auf Erden, der Selbstverstoßung, und man drängt sich mit Menschenhunger in die Geselligkeit, die sich anbietet, bleibt dann aber auch da noch der Einsame, ein nur halb beteiligter Beobachter, der die Wichtigtuere ironisiert, um so mehr aber an der Selbstdarstellung erlesener Menschen sich bereichert. Die erste Tugend ist das Schweigen; dazu kommt die Frage, die das Wissen und Wesen der Besseren ergründet.

So nahm ich denn auch teil, als wir Primaner uns zu Vereinen zusammentaten.

Es waren deren zwei, und in ihnen verrät sich, daß wir strebten. Ein Lesekränzchen derer, die mir näher standen, ging von Haus zu Haus, wo wir mit verteilten Rollen lasen, von Kotzebue bis Hebbel, von Lessing bis Gustav Freytag; sogar Platens Schatz des Rampansinit. Die Damen des Hauses hörten zu. Heinrich Burchard, den ich schon öfter nannte, erwies sich als brillanter Leser. Er hatte schon damals etwas weltkundig Sieggewisses, etwas von oben herab, dabei aber so spaßhaft und so strotzend von Lebensfreude, daß ich mich immer wieder mit ihm aussöhnte. Eine innere Unrast war in ihm, und er erinnerte mich an die jungen Rassenpferde auf der Rennbahn, die auf dem Start nicht stehen wollen, vor Ungeduld, auszuholen und vor den andern Gäulen das Ziel zu nehmen.

Daneben stand der freundschaftliche Verein, der alle Ober-Primaner umfaßte und sich stolz als Korporation der Intelligenten fühlte, aber nur etwa ein Jahr lang bestand. Farben und Abzeichen trugen wir nicht. Wir wollten nicht anders auftreten als unsre Freunde und Altersgenossen im Kaufmannsfach. Für die romantische Maskerade des Studententums mit Bierzipfel und Ziegenhainer waren wir also noch nicht reif.

Heute denkt die Hamburger Jugend vielleicht anders; denn Hamburg ist Universität oder doch der Versuch einer solchen geworden, und der Gymnasiast sieht also voll Neid die Säuglinge der Alma Mater vor Augen, wie sie Bier und Weis-

heit trinken und in tressengeschmückten bunten Jacken einherwandeln, als wäre Hamburg Jena oder Erlangen. Man sieht solche Gestalten freilich nur, wenn man sie sucht; denn sie verlieren sich leider in dem Massenleben des Weltmarktes wie die spärlichen Rosinen im Sonntagskuchen, den eine allzu geizige Bäckersfrau gebacken hat.

Alle acht oder vierzehn Tage kamen wir abends in einem Kellerlokal in der Nähe der Schule zur freundschaftlichen Vereinigung zusammen. Allein schon im Keller festzusitzen, wo die Fässer liegen und wohin nie ein Strahl der Sonne dringt, war so reizvoll; es bedeutete Versunkenheit, und wir wurden da heimisch wie die Nachtenten. Ein Klavier stand da, ein paar offene Gasflammen brannten über den Tischen, und es ging angeregt genug, ja, hübsch schwungvoll zu mit reichem Programm. Wir deklamierten, hielten Vorträge, musizierten; auch eine Geige war da; aus neu erschienenen Büchern wurde vorgelesen. Sehr nützlich wirkte da Eduard Meyer mit, und es gab immer etwas Neues.

In der Ecke aber rieselte es und kullerte; denn ein Faß war aufgelegt, und wir klappten mit den Bierdeckeln und tranken aus richtigen Seideln und schlürften den Schaum, als sprudelte er aus der allerheiligsten Musenquelle des Helikon, sangen auch so gut wir konnten, blieben aber merkwürdig vernünftig. Dies muß ich feststellen; denn ich darf meinen Bericht nicht fälschen. Kolossal bieder also waren wir und solidarisch solide; wir hielten nicht nur den Maßkrug, wir hielten auch Maß. Ab und an kamen auch die Lehrer dazu. Wir luden sie ein, wenn wir etwas Besonderes vorbereitet hatten. Ich habe mich da lebhaft beteiligt.

Woher das Schwunghafte in uns? das Hochgefühl? eine beherzte Freudigkeit? Ein neues Vaterlandsgefühl rann uns durchs Blut. Wir Hanseatensöhne sangen jetzt sogar das „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben“ gerne mit. Es war die Neuzeit, es gab neue ideale Ziele, und nahezu alle waren davon ergriffen — jene große Zeit, die, ach, heut so ent-

rückt und fast vergessen ist, die Zeit des Werdens des deutschen Reiches. Es ist nicht zu sagen, wie das alle Geister packte, uns flott und kühn machte zu großen Plänen, ein starkes Werdegefühl entzündete, alle Gegensätze einigte. Zündende Reden hielt unser Lehrer Mummsen; es loderte in ihm. Er war Mahner und Prophet zugleich.

So riß man sich aber auch um die Zeitungen, und Bismarcks Reden wurden verschlungen, Bismarcks Bedeutung wurde endlich erkannt, und seine Gestalt wuchs sich langsam zum Riesen aus, so wie er heut riesenhaft aus Stein gemeißelt über dem Hamburger Hafen steht.

Zum Norddeutschen Bund gehörte auch Hamburg, und wir standen endlich unter des Königreichs Preußen starker Führung. Im Jahr 1868 sah ich König Wilhelm. Er kam nach Hamburg als Gast der Republik, die sich zum Fürstentum bekehrte, und mit Jubel wurde er empfangen. Es war das Bekenntnis zu einem neuen politischen Glauben: wir brauchen eine starke Führung; der Militärstaat gibt sie, und im König stellte sie sich uns dar.

Der König wohnte im Haus des Senators Hayn am Alsterdamm. Inmitten der Binnenalster, die sich harmonisch zu einem weiten, lichterumrahmten Viereck ausdehnt, hatte man sein Lieblingsschloß Babelsberg über dem Wasser aufgebaut, das in zwei Farben, grün und rot, bengalisch beleuchtet wurde, als es dunkelte. Die Ufer entlang strömte das festlich gestimmte Publikum; leider strömte aber auch der Regen, und die Straßen leerten sich nur allzu schnell. Als der hohe Herr unseren zoologischen Garten besuchte und hochgewachsen (man erkannte ihn schon von weitem) vor dem Löwenkäfig stand, stellte ich mich dicht neben ihn und hörte, wie er, die Hand hebend, den Tierwächter ermahnte, sich nicht zu gefährden, die Bestie nicht übermäßig zu reizen. Es war ein majestätischer Löwe, der da verschlafen lag und nur unwillig und langsam den schweren Kopf hob. Ihm schien unsere preußische Majestät nicht zu imponieren, als dächte er:

ich bin der Wüstenkönig, und Afrika zittert vor mir, wenn es mich hört. Komm her, daß wir uns messen.

Nur noch zwei Jahre und die Differenzen mit Frankreich steigerten sich zum Bruch. Napoleon III. brauchte einen éclat, um sein Prestige zu sichern; denn Preußens Sieg bei Sadowa galt als seine Niederlage; die Pariser grollten, und er fühlte sich auf seinem Kaiserthron nicht mehr sicher. Jetzt handelte es sich um die Thronfolge in Spanien: kein Hohenzoller sollte dahin. Die gräßliche Göttin Eris bedeutet den „Streit“; sie wurde an den Haaren herbeigezogen. Schon war König Wilhelm in Ems brüskiert; Bismarcks berühmte Depesche ging aus: sie wirkte wie eine Fanfare, wie ein Alarmschrei, der blitzartig in Paris einschlug, im gleichen Augenblick durch all unsere Häuser, alle deutschen Kabinette dröhnte und widerhallte bis London und St. Petersburg. Und alles ging reißend schnell; jeder Tag ein Erlebnis: die Kriegserklärung vom 19. Juli, die Mobilmachung, der Anschluß Süddeutschlands. Die allgemeine Wehrpflicht griff nach den Söhnen aller Familien und auch in unser Haus.

Alexander, mein Bruder, hatte im Jahre 1868 als Einjährig-Freiwilliger in Hamburg gedient, es aber nur bis zum Unteroffizier gebracht. Eben jetzt war er in Berlin, wo er Architektur studierte. Hals über Kopf wurde er von Berlin nach Rawitsch in Posen befohlen und ins 47. Regiment gesteckt, das zur dritten Armee unter Kronprinz Friedrich Wilhelm geschlagen wurde. Wir sahen ihn gar nicht erst; ohne allen Abschied von uns ging er in den Krieg; in einem Tag und zwei Nächten von Posen durch an die Front. Ein Zettel flog von ihm noch zu uns her; dann blieben alle Briefe aus. Mein Vater aber schrieb in sein Tagebuch: „Gern will ich sein Leben hingeben fürs Vaterland.“ Was würde geschehen?

Und da trampelte es schon auf unserer Treppe, und die Einquartierung meldete sich; sieben Mann aus Rostock. Große Sensation; der Ehrgeiz regte sich: wir müssen sie gut aufnehmen, als wären sie Hausgäste. Die Bodenetage wurde

ihnen eingeräumt und wohnlich gemacht. Es waren gutgedrillte junge Leute, Bauernsöhne etwas schweren Kalibers. Mutter und Schwester taten alles, sie gut zu füttern; fünf Imbisse am Tag; denn eigentlich waren sie immer wie ausgehungert; dazu bald Kaffee, bald Bier. Das war ein neues Leben. Und die Sorgfalt lohnte sich; sie sagten artig: „nie werden wir es besser bekommen können“ und sind wirklich drei ganze Wochen bei uns geblieben.

Das war etwas für mich; denn das echt Volkstümliche war bei uns eingezogen; sie gewöhnten sich an mich und wir wurden dick befreundet, trotz Schweißgeruch und schwarzen Fingernägeln, an die ich mich großzügig gewöhnte, wenn sie auf meinen Landkarten herumfingerten, um Straßburg oder Paris zu suchen. Ich sprach ihnen die französischen Namen vor, die sie auf das drolligste vermecklenburgerten (das kennen wir auch aus dem Jahre 1914). Ich stand stramm vor ihnen und ließ mir Tornister, gerollten Mantel und die ganze Montur umhängen. Sie erdrückte mich fast, und ich schämte mich fürchterlich. Das waren andere Kerle als ich! War ich doch so schwächlich, daß ich nie zum Militärdienst zugelassen worden bin.

Endlich zeigte ich ihnen auch das Pariser Bilderbuch aus meiner Kindheit, darin in prahlerischen bunten Bildern alle französischen Waffengattungen zu sehen waren. Sie starrten es an und lachten nur: „Die Lauskerle! ein schönes Kanonenfutter“ und „Bange machen gilt nicht,“ hörten auch kaum hin, wenn ich von Chassepot und Mitrailleur sprach: „Lassen Sie nur. Wir werden's schon machen.“ Kamen sie vom Dienst, so schenkte ich ihnen einen guten Kümmel ein, den beliebten Rachenputzer, und dachte, sie würden einmal des Guten zuviel tun; aber es gelang mir nicht, und ich spielte umsonst den Versucher.

Am schönsten war es, als diese guten Kerle meine Mutter umstanden, um sich beim Abschied schön zu bedanken. Sie schnellten zusammen, als stünden sie vor Sr. Majestät, und

jeder versuchte einen netten Satz zu bauen. Eine Frau von der Haltung und Leutseligkeit meiner Mutter wirkt verfeinernd und steigernd auf solche Leute ein, junge Burschen, die den Nachteil oder Vorteil haben, nur Naturkinder zu sein.

Truppendurchzug gab es damals in Hamburg täglich, Artillerie, Kavallerie, ein Rasseln und Hallo. Was wollen sie hier im Norden? Die Spannung war fabelhaft. Sollte es auch bei uns Schlachten geben?

In der Tat kam Vogel von Falkenstein nach Altona als Generalgouverneur für den Norden, und die Truppen wurden bis nach Schleswig hinaufgeschoben zur Küstenwehr und zur Abwehr der Dänen, die sich sofort mausig machen würden, wenn wir am Rhein nicht siegten. Und schon war unsere Elbe blockiert. Zwei französische Kriegsflotten erschienen, die eine in der Nordsee, die andere bei Kopenhagen; diese sollte in die Ostsee vorstoßen. Wehe, wenn die ersten Schüsse fielen, wenn sie Kiel, Cuxhaven, Hamburg bombardierten! Vater fürchtete ganz persönlich für den großen Langeschen Mühlenbetrieb bei Kiel, für den er die Lieferungen machte.

Man kann sich denken, wie das alles auf uns Primaner wirkte. Das berühmte Lied vom Wilhelm und Benedettich: „König Wilhelm saß ganz heiter einst zu Ems, dacht' gar nicht weiter an die Händel dieser Welt“, erschien eben damals. Es kam wie vom Himmel gefallen, und unser braver Professor Herbst, bei dem wir Horaz trieben, gab uns gleich statt der obligaten Horazode diesen famosen Leckerbissen zum Lernen auf, und sein Angesicht strahlte, als er es uns abhörte, indem er mit den bekannten Riesenschritten von Bank zu Bank schoß, als wollte er feindliche Schützengräben überspringen. Das Lied ging nach der jonischen Melodie: „Prinz Eugen der edle Ritter,“ und es fehlte nur, daß wir es sangen.

Sprach der König: Benedettich,
Sie ereifern sich unötig,
Brauchen Sie man nur Verstand usw.

Das war mehr als das blasse Gesindel der Chloën und Lydien

des Horaz oder sein greisenhaftes *aequam memento rebus in arduis servare mentem*, das ist: „nur immer ruhig Blut, wenn die Lage schwierig wird“. Gleichmut und ruhig Blut? Anders waren wir gesonnen.

Unser Primus H. Burchard verließ uns. Mit Neid sahen wir ihn als Kavalleristen mit ins Feld ziehen, wandten uns an das Hamburger Bezirkskommando und boten uns Primaner zum freiwilligen Küstenschutz an, um jede Landung der Franzosen zu verhindern. Lächelnd beschied uns der Offizier mit den schönen Epauletten dahin, „wir sollten nur hübsch weiter Horaz lernen; man würde uns rufen, wenn Not an Mann.“

Fechtstunden hatten wir schon längst genommen; mit dem Schläger wußte ich auch als Linkser umzugehen. Jetzt taten wir uns zur Turnerei zusammen in der großen Sankt Georger Turnhalle, die heut noch steht (im Gymnasium turnten wir nur geistig am Reck Homers und am Barren des Demosthenes) und strafften jetzt unsere lahmen Glieder beim Springen und Klettern, auch Lasten schieben und mit der Lanze nach Zielen werfen, so daß ich täglich wie zerschlagen nach Hause kam. Aber es tat mir gut, und ich turnte nachts in meinen Träumen weiter, schob Kanonen über Gräben, kletterte am Seil an Straßburgs Mauern hoch und warf die Wurfstange auf Mac Mahon, der einen Schimmel ritt. Ich weiß nicht, ob ich ihn getötet habe.

Und mein Bruder? Ich wußte, er stand in der 3. Armee gegen Mac Mahon. Noch waren es nicht drei Wochen nach der Kriegserklärung, da gab es schon Extrablätter; wir hörten das Ausrufen auf unserem Schulhof. Bei Weißenburg und Wörth waren große Schlachten geschehen, am 4. und 6. August. Es folgten die blutigen Kämpfe um Metz. Von meinem Bruder hörten wir nichts, bis am 15. August endlich von ihm Nachricht kam; herrliche Briefe; er hatte die beiden ersten Siege mit durchgekämpft und war gesund.

Dann abermals langes Schweigen. Der Tag von Sedan kam;

der Erfolg schien unglaublich; aber das 47. Regiment blieb dort in der Arrièregarde unbeteiligt. Napoleon gefangen, die Dynastie entthront, seine Kreaturen Gramont, Olivier, Palikao aus Paris flüchtig. Schon aber lag unsere Kronprinzenarmee vor Paris; es ging in rasenden Eilmärschen. Paris wehrte sich mächtig, und es gab da gleich schwere Kämpfe. Da waren die 47er stark im Feuer, der General Voigts-Rhetz nahm seinen Hut ab vor ihnen. Erst dann am 2. Oktober kamen wieder Briefe von meinem Bruder mit lebhaften Schilderungen; diese Briefe ließ mein Vater ohne Namensnennung in den „Hamburger Nachrichten“ abdrucken, und sie erweckten viel Interesse. Mein Bruder schrieb sie aus Versailles.

Jetzt endlich konnten wir nun auch an ihn schreiben, und ihm wurden neue Schmierstiefel, warmes Unterzeug und gutes Hamburger Rauchfleisch geschickt. Wiederholt stand er dann bei St. Cloud auf Vorposten und machte da hübsche Farbenskizzen. Die eine betitelte er „beim einsamen Spaten“; da sah man Trancheen und den Spaten im Sande stecken und dazu das zerschossene Schloß St. Cloud, darin Napoleon seine Feste gegeben.

So war er denn unverwundet geblieben und verbrachte den Winter vor Paris, befreundete sich in Versailles mit einer Familie Croissillot, bei der er einquartiert war, die ihn liebevoll hegte und mit der er später noch lange Zeit korrespondiert hat. Hervorgetan scheint er sich nicht zu haben; er war eine etwas weiche Künstlernatur, auch wohl nicht immer prompt im Dienst und hat das Eiserne Kreuz, obschon er dafür vorgeschlagen war, nicht mit heimgebracht.

Von Weiterem zu berichten, ist unnötig; nur noch dies, daß unsere Tante Viillard, die Französin geworden war, aus Bagnières schrieb und uns einen Schützling, einen französischen Leutnant empfahl, der als Gefangener in Hamburg weilte; er sollte bei uns verkehren. Höflichst, aber entschieden lehnte mein Vater das ab. Die Franzosen haben den Krieg, der so vielen Deutschen, auch Hamburgern das Leben

kostete, hochfahrend über uns gebracht. Sie brauchen nicht unsere Hausgäste zu sein. Tatsächlich lebten die französischen Gefangenen damals in Hamburg ganz frei und ungeniert, und ihnen fehlte nichts¹. Das genügte. Wer an die grauenhaften Gefangenenlager im letzten Weltkrieg denkt, wird hiervon mit Staunen hören.

Das neue Jahr begann. Mein guter Vater schreibt, daß er jede Nacht laut zu Gott betete; aber er betete jetzt nur für den Frieden; alle Privatsorgen sind jetzt nichts. Es schien umsonst; denn noch im Januar wurden in unserem Hamburger Gebiet neue Mannschaften ausgehoben und uniformiert. Da kam am 2. März nach Hamburg die Friedensmeldung von den Versailler Präliminarien. Was sie stipulierten, war endgültig, der Jubel unbeschreiblich. Von all unseren Kirchtürmen läuteten am folgenden Tag die Glocken, und wundervoll feierliche Musik klang vom Jakobiturm.

Was wäre Hamburg, hätte es seine Kirchtürme nicht, die das Stadtbild schon für das Auge ins Großartige heben? Welche andere Stadt kommt dem gleich? Sie sind eben nicht nur Stein, sie sind beseelt und heben seraphisch ihre Stimme aus der Höhe, um überirdisch zu trösten und zu danken und die Seele der Bürger zu sich hoch zu ziehen.

In der Börsenhalle aber wurden von der Galerie herab die Telegramme verlesen, die der Kaiser an die Kaiserin gerichtet hatte; man hörte die herrlich schlichten Worte auch ohne den modernen Trichter des Lautsprechers: „Der Friede ratifiziert. Dem Herrn der Heerscharen die Ehre, der Armee und dem Vaterlande mein Dank“ usf.

Das Wort „Kaiser“ ist gefallen. Deutschland hatte endlich wieder einen Kaiser, ein neues Kaisertum, und der Freistaat Hamburg huldigte ihm! Was das für uns bedeutete, kann der heutige Republikaner nicht ermessen. Am 22. März des Jahres 1871 beging Hamburg die große Doppelfeier, die Friedensfeier und die Feier des kaiserlichen Geburtstages zu-

¹ s. Tagebuch, 27. Nov. 1870.

gleich. Ich war höchst befriedigt; denn derselbe 22. März ist auch mein Geburtstag. Frühgottesdienste; dann wieder das Geläut und die Musik von allen Türmen, abends aber Illumination in allen Straßen. Was da Beine hatte, strömte hinaus, um alles zu sehen. Elektrisches Glühlicht gab es noch nicht, und die grandiosen, aber grellen Effekte, mit denen heute jeder Filmpalast und jede Bar allabendlich sich anzupreisen vermag, fehlten noch. Die Kerze, Stearin, mußte genügen; aber wir fanden es trotzdem zauberhaft schön. Wieviel Kerzen da wohl zerschmolzen sind, und wieviel Streichhölzer nötig waren, sie zu entzünden? Nur die Staatsgebäude taten sich durch Gas hervor. Durch Gasröhren wurden an den Fronten reiche Lichtguirlanden hergestellt, die funkelnd die großen Linien der Architekturen wiederholten, als hätte ein Fassadenkletterer mit Feuer die Linien gezogen. Gleichzeitig gab es großes Feuerwerk auf der Uhlenhorst. Solch Feuerwerk ist wiederum heute nichts besonderes mehr. Damals war es eine Merkwürdigkeit.

So strahlten denn auch sämtliche Fenster unseres Hauses am Besenbinderhof im Kerzenlicht. Wir mußten treppauf, treppab, um alles anzuordnen. An die Hauptfenster stellten wir die siebenarmigen Kandelaber auf ein geeignetes Podium, aber auch zwischen großen silbernen Leuchtern des Kaisers und Bismarcks Büsten, die wir mit Lorbeer bekränzten. Es war alles so sorglich ausgedacht; aber auf unserer Straße gab's wenig Publikum, und die ganze Herrlichkeit glich meinen Gedichten, die schön zu sein versuchen, aber die niemand liest.

Indessen drückte ich immer noch die Schulbank, und der Lehrbetrieb war längst wieder wie in Friedenszeiten. Zum Freudentaumel kam es nur noch einmal, am 17. Juni, und da wurde der Unterricht ausgesetzt, als das 76. Regiment, die Hamburger Truppe, die vor allem bei Orleans wacker gefochten, heimkehrte und ihren feierlichen Einzug hielt. Hinter der Börse war dazu auf dem weiten Platz, wo heute

Kaiser Wilhelms Reiterstandbild steht, der aber heute für den Autopark und den Verkehr der elektrischen Bahnen kaum noch ausreicht, eine Tribüne für 20 000 Zuschauer aufgebaut. Bürgermeister Kirchenpauer hielt die Lob- und Dankesrede, und die Stadt schenkte dem Regiment ein silbernes Glockenspiel. Es ist melancholisch, davon zu reden. Denn wir sind heute ein entwaffnetes Volk. Der Name Versailles ist für uns ein Wort des Schreckens geworden, und das Glockenspiel spielt nicht mehr.

Just am selben Tage aber kam auch Bruder Alex, der seit dem Waffenstillstand in Straßburg gestanden hatte, zu uns heim, und so galt das Fest gleichsam auch ihm. Er war gesund, sah gut aus, im blonden Vollbart, und mochte sich nun längere Zeit bei uns ausruhen. Er streckte sich wieder im guten Bett und saß wieder vor vollen Schüsseln, malte und zeichnete und dichtete überdies ein Epos auf den Krieg, gleichsam eine Ilias; die Stadt Paris war Troja, Moltke der Achill. Der Kronprinz selbst hatte mit ihm in Versailles freundlich gesprochen, und er war hoch, sein Patriotismus ging in Dithyramben. Mir machte es Freude, ihn zu sehen; sein Epos aber war nicht lesbar, ein verzeihlicher Fehlgriff. Er selber freilich ahnte es nicht, schickte das Opus nach Berlin an den Kaiser selbst und erhielt es ohne ein Wort des Dankes zurück. Ob es ihn entmutigte? Keineswegs. Er dichtete sein Leben lang fröhlich weiter. Mir aber war es eine Warnung, und es hat lange lange gedauert, ehe ich mit meinen Dichtungen hervortreten wagte.

In Frankreich hatte sich die Volksherrschaft hergestellt, die man törichterweise als Republik bezeichnet. „Republik“ heißt in Wirklichkeit nur der Staat auf deutsch, und sie ist, was sie ist, also auch unter monarchischer Führung. In Paris hatte zeitweilig sogar der Kommunismus gewütet. Für uns war das damals noch keine Warnung; es waren nur fremdartige Phänomene, die auf Verfall jenseits des Rheins zu deuten schienen und uns nicht berührten. Wir berauschten

uns unterdes an dem neuerstandenen deutschen Kaisertum; es zog unsere Herzen hoch. Der Rotbart hatte den Kyffhäuser gesprengt; das Volkssehnen war gestillt, der alte Traum verwirklicht; ein enggeschmiedeter Staatenbund stand nun unter den Hohenzollern, den Erben der Hohenstaufen, und ich sage wieder, was ich schon einmal sagte: welche Gnade, daß uns ein Gott die Zukunft verhüllt! So konnten wir der strahlenden neuen Gegenwart sorglos froh werden.

Dabei fuhr der Freistaat Hamburg fort, sich selbst zu regieren und hatte so gleichsam als gewiegter Geschäftsmann und Großhändler unbehindert und selbständig sein bequemes Büro im großen deutschen Staatenhause, dessen Stockwerke so vielen Parteien Raum boten. Aber ein gemeinsames Dach sicherte sie vorläufig alle vor dem Unwetter der Völkerstürme. Den beschämenden überseeischen Schutz Englands brauchte Hamburgs Handel hinfort nicht mehr; denn wir zeigten jetzt die Flagge des Deutschen Reichs auf den Meeren.

So knüpfte das Interesse den Hanseaten an die preußische Vormacht, sowie das allgemeine Stimmrecht, das Bismarck uns zu bieten wagte, jeden einzelnen im weiten buntscheckigen Vaterland mit dem Schicksal des Reichs verknüpfte. Ein nationaler Stolz faßte Wurzel und schoß in die Ähren nicht nur bei uns, sondern auch bei den Millionen Deutschen im Ausland. Der Deutsche war plötzlich nicht mehr der Verachtete, er war bald der Beneidete unter den Völkern.

Begreiflich danach die rasende Ungeduld bei uns armen Primanern. Wir buchstabierten noch immer, und draußen wurde Weltgeschichte gemacht, die alles, was man in Büchern las, übertönte. Ich weiß nicht, wie es ist, wenn es einem auf den Nägeln brennt; uns brannte die Schulbank unter dem Sitzfleisch.

Hinaus! Meine Zukunft so ungewiß! Aber sie konnte nur Glück bringen. Wann kommt der Auszug?

Es war im März des Jahres 1872. Ich hatte mit einigen anderen im letzten Winter noch bei Dr. Isler, dem gelehrten Leiter der Stadtbibliothek, und Dr. Wohlwill Vorlesungen über griechisches und über deutsches Städtewesen gehört; das war schon ein Vorschmack des akademischen Betriebes; hatte auch fürs Examen noch tüchtig gepaukt. Da war ich schon Abiturus, d. h. der Mensch auf dem Abmarsch. So denke ich es mir, wenn am jüngsten Tag zur Auferstehung plötzlich die Posaunen blasen. Das Harren in den Gräbern ist zu Ende, und es folgt jählings das Gottesgericht.

Es ging rasch. Das Examen war schon hinter mir, mein Prüfungsergebnis überraschend günstig. Man hatte, als wir Prüflinge da nicht auf elenden Bänken, sondern ehrenvoll auf schöngepolsterten Stühlen saßen, an mich kaum eine Frage gestellt. Für die Schule hatte ich Freiheitsmensch nur das geleistet, wozu mich die Neigung trieb; auch die Katze nimmt nicht jedes Futter. Rückschauend kann ich nur annehmen, daß es mein bißchen Schriftstellertalent oder vielleicht auch nur meine etwas bewegliche Art, die sich gern jedem Problem zuwendet, gewesen ist, was meine Examinatoren schon vorher so günstig stimmte, wie ich es jetzt erfuhr.

Das Thema unserer Klausurarbeit war: „Die Grundlagen der modernen Bildung“. Es kam unerwartet. In zwei Stunden war die Arbeit zu liefern. Ein Angstschweigen im öden Klassenraum, wo 20 oder 30 leere Hirne grübelten, ehe sie einen Gedanken faßten! Es galt erst einmal festzustellen, was Bildung ist, und es dauerte lange, bis ich rechts und links von mir die Federn kratzen hörte. Und ich? Ich weiß nur, daß es auch mir eine Wonne war, da loszulegen wie der Gaul, der einen Graben nimmt. Er fühlt seine Sprungkraft.

Als ich vor der Abreise Mummsen, meinem verehrtesten Lehrer, meinen Abschiedsbesuch machte (er wohnte damals für kurze Zeit in der Domstraße), überreichte er mir meine sämtlichen Aufsätze, die ich in den drei Jahren geschrieben

und die er sorglich aufgehoben hatte, streichelte die blauen Hefte nicht ohne ein Wort des Lobes, wobei in fabelhafter Lebhaftigkeit sein langes Haupthaar bebte, indem er mir wieder und wieder zunickte, und sein bernsteinbraunes feuriges Auge sprühte mich an, als wollte er sagen: „Mut, Mut! Sie können alles wagen.“ Er sagte zwar solche Worte nicht; er sagte überhaupt nicht viel. Mir war, als hätte er im Privatgespräch etwas Scheues, und nur wenn man fragte, gab er Antwort. Aber mir wurde eben warm und wohl, wie wir so die Blicke tauschten, und gehobenen Muts stand ich draußen auf der Straße, als sich hinter mir die Türe schloß. Ich ahnte noch nichts von dem Schatten der Melancholie, die wohl schon damals diesen Feuergeist verschleierte. Nur einmal im Leben habe ich den Mann, den ich in der Stille bewunderte, wiedergesehen.

Neubauten Hamburgs

Und so nahte der Abschied, und mein eigentliches Leben sollte beginnen. Ich war einer der so vielen Söhne Hamburgs, die auswandern, um nicht zurückzukehren. Im preußischen Staat habe ich schließlich Stellung, in Hessen eine zweite Heimat gewonnen und bin nach Hamburg und ins Familienhaus immer nur auf einige Wochen oder auch nur auf einige Tage wiedergekehrt. Aber den Stolz des Hamburgers trug ich mit hinaus; denn ich sah eben damals mit Freuden, wie der Aufstieg Gesamtdeutschlands und das Wachsen der deutschen Kraft auch Hamburg mit hochzog. Die Stadt wuchs nicht nur an Volumen (erst jetzt, im Jahr 1868, wurde die Vorstadt St. Georg in die Stadt einbezogen), sondern sie schmückte und verschönte sich auch, und die Verkehrsmittel steigerten sich ins Großartige.

Die Stadt Altona liegt mit Hamburg Schulter an Schulter; sie liegt „allzunah“, wie angeblich schon ihr Name besagt,

so daß die Häuserreihen unmittelbar aus einer Stadt in die andere übergehen. Fatal war das, so lange Altona dänisch war. Jetzt entstand doch eine gewisse Vertraulichkeit. Der Straßenverkehr herüber, hinüber war wesentlich erleichtert, und mit den Elbhäfen beider Städte ging es ähnlich.

Neue Landstraßen warf Hamburg wie Strahlen aus; an den vorhandenen wurden bis weit hinaus neue Villen und Mietshäuser gebaut, so daß Dörfer wie Hamm und Horn nunmehr näherrückten und gleichsam zur Vorstadt wurden. Mit Wandsbek, obschon dort die Hamburger Flagge nicht wehte, ging es nicht anders. Und nun gar die Elbbrücken! Das neidische Königreich Hannover existierte nicht mehr, und schon im Jahre 1872 sahen wir die Vollendung der gewaltigen Brücken, die Norder- und Süderelbe schlank überspannen, und das Unerhörte war beseitigt, daß der Bahnverkehr nicht übers Wasser konnte, um Hannover, Frankfurt oder Köln zu erreichen.

Schon 1868 aber vollendete sich das kleinere Werk, und wir sahen den Neubau der Lombardsbrücke in seiner monumentalen Schönheit, die breitgeräumig nicht nur den sonstigen Verkehr, sondern auch die Eisenbahnzüge über die Alster führt. Die liebe alte Windmühle, die da einst am Ufer stand und die ich als Knabe noch sah, wie sie treuherzig ihre großen Flügel senkte und hob, als wartete sie, daß ein Hagedorn sie besänge, war als allzu dörflich schon längst entfernt; ihr ging es nicht so gut wie der berühmten Mühle in Potsdam, an die sich das Andenken an Friedrich den Großen knüpft.

Nun aber — man verzeihe, wenn ich noch einmal in den Hymnenton verfalle: wer bleibt nicht gefesselt stehen, wenn er, die Brücke passierend, rechts und links aus der Höhe die landseeartigen Spiegelflächen der Alster sieht? Zur Linken über dem Wasser die mit fünf mächtigen Kirchtürmen gekrönte Riesensilhouette der Großstadt selbst, zur Rechten den Landsee der Außenalster, von Villengärten weithin umkränzt, auf dem die Lustboote ihre weißen Segel spannen, die in der

Ferne den Schwänen und flatternden Möwen gleichen. Man ruft „famos!“ oder herrlich!“ und schlägt die Hände zusammen vor Entzücken, solange das Herz noch jung; denn es tut wohl: weiter Horizont und doch Begrenzung, Reichtum, künstlerische Ordnung und doch Natur. Welche Stadt sonst kann sich dem vergleichen? Ich bekenne offen, daß ich, auch als ich geblendet am Golf von Neapel stand unter dem blauenden Himmel Homers und nach Capri hinüberschaute, an solcher Stelle Hamburgs gedachte und in meinem Herzen schwankte, welchem Aspekt der Preis gebühre.

Aber die Kunst tat mehr. Langsam und kühn stieg der großartige Spitzturm von St. Petri in die Höhe: ein Neubau; erst im Jahre 1878 wurde schwindelhoch auf dem Scheitelpunkt der schlanken Pyramide endlich der Turmknopf aufgesetzt. Großartiger noch beim Hopfenmarkt der Neubau der Nikolaikirche; ganz mit lichtem Sandstein wurde sie bekleidet (eine Seltenheit im Land des Ziegelbaus), der Turm mit reichem Zierwerk durchbrochen; das Innere verschwenderisch kostbar wie ein Kunstschrein. Ein englischer Architekt leitete den Bau, der erst 1876 fertig wurde. Aber auch der städtischen Gemäldesammlung muß ich gedenken; auch sie fand jetzt endlich Unterkunft in der „Kunsthalle“, die schon 1869 eröffnet werden konnte mit hochgetreppter, säulengetragener Vorhalle. Das Äußere des feinen Ziegelbaus sieht man ringsum akademisch wie mit Rosetten mit allerlei Medaillons garniert; auch Statuen stehen pflichtgemäß in Nischen. Es sind Bildnisse von Künstlern mit Namenbeischrift zur Belehrung des noch kunstfremden Publikums. Der Bestand der Gemälde, die in den Sälen hingen, konnte sich jedoch mit dem, was man heute sieht, noch durchaus nicht vergleichen. Wir waren damals schon stolz, in Proben die Achenbachs und Grützner, Defregger und Knaus zu sehen; auch Gabriel Max, der mystisch weiche, tauchte da schon auf, und er fesselte mich; so seelenvoll leidvoll schmachtend schienen mir seine bleichen jungen Frauen. Erst

später hat das Hamburger Kunstmuseum unter glänzenden Direktoren seine anerkannt hohe Bedeutung gewonnen¹.

Soll ich fortfahren und noch an die neue Fassade erinnern, mit der man das Opernhaus versah? Auch der Bau der stattlichen Kolonnaden wurde damals unternommen, die den Neuen Jungfernstieg mit der Theaterstraße verbinden. Mein Bruder Alexander war es, der diese Kolonnaden entworfen hat.

Hamburg schmückte sich; aber alles das sind Kleinigkeiten, wenn ich an den Vertrag denke, der den Hamburger Hafen betraf und im Juni 1868 zwischen Hamburg und Preußen glücklich zustande kam. Vielleicht geschah es durch die persönliche Fürsorge Bismarcks (so dachten wir), der für Hamburgs Gedeihen in der Tat auch hernach seinen mächtigen Einfluß eingesetzt hat.

Schon seit langem drohte dem Hamburger Hafen die Gefahr der Versandung. Sie abzuwenden war dringende Lebensfrage geworden, um so mehr, je mehr sich der Tiefgang der Schiffskolosse steigerte. Jetzt kam die Hilfe, und die großen Umbauten begannen.

Hier muß ich abschweifen und einmal von meinem Onkel Heinrich Hilmers reden, der als Landmann damals auf Schleme saß. Er war der einzige ältere Mann aus der Verwandtschaft, der mir wirklich nahe stand. Als Landwirt scheint er nicht glücklich gewirtschaftet zu haben und mußte mit Frau und Tochter schließlich Beruf und Landstelle aufgeben; aber das trübte die helle Munterkeit seiner Seele nicht. Der Weltweise ist glücklich auch im Unglück, und das galt auch von ihm. Er war von vielseitiger Bildung, gedankenreich und weitblickend und hatte so auch für jedes, was ich junger Mensch brachte, freundlich ein offenes Ohr:

¹ Ich erinnere hier nur an den herrlichen Hamburger Petrialtar, der den Neubau schmückt und die Kunstgelehrten immer wieder beschäftigt; vgl. Alfred Rohde, der Hamburger Petri- (Grabower-) Altar und Meister Bertram von Minden, 1916.

übrigens einer der schönsten Greise nordischen Typs, die ich gesehen, hochragend in Wuchs, von edler Kopfform; Haupthaar und Bart leuchteten in schneeweißer Fülle; ebenso leuchtend der warme Blick im blauen Auge.

Ein- oder zweimal geschah es, daß wir nach Schleme hinausfuhren, seinen Gutshof besichtigten, das schlichte Herrenhaus betraten. Ich war noch Knabe; da breitete er vor uns voll Eifer die Karte aus, die den Hamburger Hafen und die Verzweigung der Elbarme zeigte.

Nichts ist verwirrender als die Topographie der Elbinseln bei Hamburg. Die Karte war stark abgenutzt und so groß, daß sie mit ihren Enden über den Tischrand hing. Es handelte sich um die Gefahr, die von der Süderelbe drohte. Die galt es zu beseitigen, und das wollte er uns klarmachen. Wenn die Flut im Flußbett das Wasser stromauf treibt, führt sie den verderblichen Sand mit. Es galt zu verhindern, daß das Flutwasser der Süderelbe wie bisher von oberhalb und um die Elbinseln herum in die Norderelbe einströme, wodurch auch die Sandmassen hereinkamen, die den Hamburger Hafen schädigten.

Dazu hatte mein Onkel nun auch selbst Pläne entworfen. Er ist damit sogar bis an den Senat gegangen. Man sieht: sein Acker genügte ihm nicht. Der Holsteiner hat immer auch maritime Interessen, und an unseren Küsten kann der Sämann leicht genug zum Seemann werden.

Seine Bemühungen waren aber vergebens und nichts zu hoffen, solange das Königreich Hannover bestand, das die Süderelbe beherrschte. Nun aber half Preußen großzügig, indem es die notwendigen Maßregeln auch auf den hannöverschen Ufergebieten gestattete. So konnte jetzt wirklich durch Abgrabungen, die ebendort stattfanden, und durch Veränderungen der Leitdämme der Stromlauf wesentlich verändert und die zerstörende Gewalt der Natur durch künstliche Regulierung abgeschwächt und gebrochen werden¹.

¹ Vgl. Gaedeckens, Historische Topographie Hamburgs. S. 332 f.

Die grandiosen Arbeiten begannen. Der Laie sah natürlich nichts davon; aber ich war nun doch unterrichtet genug, um das, was in den Zeitungen darüber verlautete, mit einigem Verständnis zu lesen. Mein Onkel freilich war immer noch nicht zufrieden. Er glich den Propheten mit seinen Reden: „Was jetzt geschieht, reicht nicht aus! Wer sieht es nicht? Und unsere Enkel werden es erfahren. Der Schiffsverkehr wird wachsen und wachsen, die Schiffskörper auch. Immer mehr Wasserfläche und Bewegungsraum wird man für sie schaffen müssen, und der Kampf mit den Elementen endet nicht.“

Die Weissagung traf zu. Unmittelbar vor dem Weltkrieg war es dahin gekommen, daß über 16 000 Seeschiffe den Hafen benutzten, und wer heute einen der kleinen grünen Flußdampfer besteigt und zwischen den endlosen Reihen von Schuppen und Kranen und Masten die Hafentrundfahrt macht, ist gleichsam auf der Reise, indem er aus einem Hafen in den andern fährt. So sehr hat sich der Bewegungsraum vergrößert; der alte Hafen ist vielfältigt und weithin ausgebuchtet in zehn Häfen oder mehr, vom Sandtorhafen und Grasbrookhafen bis zum Kaiser-Wilhelm-Hafen, wo die Flotte der Hamburg-Amerika-Linie ankert. Die Wassertiefe beträgt heute, wie ich lese, in den älteren Häfen 7–8, in den neuen 10–12 Meter. Das ist beruhigend.

Jetzt, da ich zur Universität abgehen wollte, machte ich dem Onkel meinen Abschiedsbesuch. Da verglich er mich, indem er allerlei Nettos redete, auch mit einem Schiff, das den Hamburger Hafen verläßt, und sagte: „Steuere vorsichtig, daß du nicht einmal festsitzt und auf Grund gerätst. Von Schleppdampfern sich schleppen zu lassen ist keine Freude.“ So ungefähr drückte er sich aus, und er dachte dabei offenbar an seine eigne ungünstige Lage. Aber sein Ton war so heiter wie immer. Es wurde Abend. Die rüstige Tochter Elisabeth kam vom Viehfüttern, um für uns nun auch den Tisch zu decken. Es war für mich das Henkersmahl; aber kein Pfropfen

knallte. Auf Schleme herrschte die Einfachheit selbst. Auch bei Landbrot, saurer Milch und Eiern — dazu ein herzlicher Händedruck — läßt sich Abschied feiern.

Leider habe ich das Steuer in meinem Leben nicht so vorsichtig geführt, wie der Alte es wollte. Die Vorsicht ist meine Tugend nicht. Er selbst aber ist zu meiner Freude in seinen Verhältnissen wieder flott geworden. Die Sorgen verließen ihn, sobald er seinen Beruf verließ, und seine Erscheinung blieb so herrlich, wie sie gewesen: ein Patriarch, an dessen jugendlicher Frohnatur ich mich noch lange erquickt habe.

Der Mulus

Der junge Erdenmensch nennt sich Maultier oder Mulus in den Übergangswochen, wo er die Schule hinter sich und die Universität noch vor sich hat; denn wie das Maultier weder Esel noch Pferd ist, so ist auch der Mulus weder Gymnasiast noch Student, sondern eine Mischung von beiden, fühlt in sich schon die Leibesstärke des Rosses, das im Sprung jede Hürde nimmt, trägt aber noch die großen Eselsohren des Schülers, die wie ein Trichter zum Lernen sind.

Diese zoologische Merkwürdigkeit ist aber nicht die einzige, von der ich zu berichten habe. Denn eine Auslese dieser Muli versammelte sich vor unserem Abgang zur Hochschule in einem Bierlokal zum feierlichen Abschiedstrunk. Man beschloß, auch in Zukunft hübsch zusammenzuhalten, in den Ferien in Hamburg sich öfter wieder zusammenzufinden, als dauernde Vereinigung, und die Frage erhob sich beim dritten Glas, wo die Gedanken schon kühner werden: „Wie soll der Bund heißen?“ Da wurde ich hellsehend und ich rief: „Regenwurm“, und der Name haftete. Der Zufall gab den Einfall, und er fand Beifall.

Wie verfiel ich darauf? Ich böser Mensch hatte als Junge im Garten oft genug die Regenwürmer, die lang hinschleifend

aus den Beeten krochen, umgebracht und mit dem Spaten in Stücke zerteilt, und die einzelnen Teile des Wurms lebten da selbständig weiter. Aus der Einheit wurde die Vielheit. So war es jetzt auch mit uns; unsre Prima spaltete sich, aber sie starb nicht; sie lebte in den Primanern weiter. Der Plan aber bewährte sich; solche Vereinigungen haben sich wiederholt, und auch die Benennung erhielt sich. Man möchte nur fragen, ob auch die Teile des wirklichen Regenwurms, die lichtscheu im Erdreich wühlen, nachdem der Schnitt geschehen, sich mit gleicher Treue ihrer schönen Präexistenz und der Einheit erinnern, aus der sie hervorgingen? Man male sich aus, wie auch sie an einem Treffpunkt alljährlich einmal zusammenkommen, um Erinnerungen zu tauschen und das Lied „Sind wir vereint zur frohen Stunde“ zu singen, indem sie sich am Sekt berauschen, dem Erdensekt, den sie aus Gott weiß welchen Pflantenteilen beziehen.

Doch genug des Scherzes. Der Tag meiner Abreise rückte näher heran, und ich von Wünschen und Trieben hin und her gerissener Mensch wurde zu ernstem Nachdenken gebracht. Wie sah es bei uns im Hause aus? Mein Vater so gedrückt und niedergeschlagen. Im Garten regte sich schon leise der Frühling; im Haus aber spürte man es nicht, und die Stimmung war herbstlich grau und trübe. Wie sollte ich es nicht bemerken? Die Geldsorgen, die verwünschten, waren schuld; meines Vaters Einnahmen völlig unzureichend. Wiederholt nahm er schon fremdes Geld auf. Das Geschäft selbst war noch in gutem Gange; aber sein Bruder, der Teilhaber der Firma, behielt gegen die Verabredung zwei Drittel der Einnahmen für sich. Meine Mutter grollte mit Recht. Unser Haus, das Kastell, unverhältnismäßig groß (was sollten wir noch mit den 20 Stuben?), war schon an der Börse zum Verkauf ausboten, wurde von fremden Leuten schon besichtigt. Sogar ein gräßlicher Althändler erschien schon und spähte nach den Silbersachen. Bleich vor Erregung stand Agnes, mein Schwesterchen, daneben. Mein Vater ließ am

Haus allerlei renovieren. Es roch nach Farbe, wohin man kam, und die Maler kletterten auf den Gerüsten um das Haus und sangen.

Es war umsonst. Die Gebote, die geschahen, waren viel zu niedrig, und mein Vater hatte keinen Anlaß, mich zu schonen. Er rechnete mir vor, wieviel mein Bruder Alexander ihn koste und gekostet habe und wieviel ich ihn noch jährlich kosten werde, wenn ich nun auch noch studiere. Besser wäre es, wir Söhne brächten Geld ins Haus. Schlimm und beunruhigend war es, daß mein Bruder umsatteln wollte; er kam damit wieder und wieder. Er wollte jetzt Malerei studieren. In der Tat war er dazu begabt, seine Phantasie rege und ins Ideale gerichtet. Der Bau von Familienhäusern war ihm zu gewöhnlich; er mochte sich höchstens mit Luxusbauten oder Prunkbauten, als da sind Kirchen, Schulen und Rathäuser, befassen. Luftschlösser hatte er schon viele gebaut. Wie sollte man ihn dazu bringen, endlich praktisch zu arbeiten?

Mit Kummer blickte ich auf meine Mutter, die überanstrengt, wie ich schon erwähnte, und in Erbitterung alles gehen lassen mußte, wie es ging. Die gewohnte Energie verließ sie, und ihre Depression steigerte sich, da sie ein Augenleiden befiel, das nie oder nur zeitweilig sich besserte und an dem sie schließlich erblindete.

Ich allein war scheinbar der Glückliche. Meine Lebenslust ließ sich nicht unterkriegen, und meiner Schwester Neß teilte ich sie mit. Sie träumte mit mir meine Zukunftsträume. Trotzdem ist die trübe Stimmung, die damals gleichsam alle Stuben erfüllte und die mir ans Herz ging, in der Folgezeit der dunkle Hintergrund in meinem Innern geblieben bei allem, was ich Beglückendes und Sonniges erlebt habe, ein dumpfes Angstgefühl, das mich wieder und wieder befiel, als wäre es ein Unrecht, wenn ich draußen in Selbstsucht meinen Neigungen lebte und das schöne Leben, wie es sich bot, genoß und im Wohlgefühl des Daseins überschäumte.

Denn die Verhältnisse zu Haus blieben auch später annähernd dieselben, auch als der Hausverkauf endlich gelungen war und die Familie in Borgfelde an der „Landwehr“ ein bescheidenes Heim bezog. Es war und blieb für die Meinen ein dauernder Widerstreit der Pflichten: die Pflicht der Repräsentation nach außen und der Beschränkung, die ein sorgloses Freiheitsgefühl der Seelen nicht aufkommen ließ.

Ich habe mir daraus eine Lehre genommen und die Kunst gelernt, in der Einschränkung sorgenlos und froh zu leben.

*

Ist der Leichtsinn unverzeihlich, mit dem ich trotzdem in die Welt hinausging? Wie flott damals meine Stimmung war, zeigen folgende burschikosen Verse:

Als Künstler will ich's wagen
 Mich durch die Welt zu schlagen.
 Ich bin kein Spekulant
 Und weiß nichts von Finanzen,
 Leicht trag' ich meinen Ranzen
 Und singend durch das Land.

Wohl dem, der nichts erworben!
 Die Lieb' ist gar erstorben,
 Nur die zum Golde nicht.
 In diesem Weltgeschiebe
 Lebt Freiheit, ach, und Liebe
 Bald nur noch im Gedicht.

Im dunklen Kassenschreine
 Was soll'n die tausend Scheine?
 Sie leuchten nicht. Nein, nein!
 Der Schein, nach dem ich ziele,
 Der Schein, der mein Gespieler,
 Das ist der Sonnenschein . . .

Der Traum ist meine Rente,
 Und Liebe zahlt Prozente,
 Die Hausse reißt mich hin.
 In Kassa nichts, doch offen
 Für ein unendlich Hoffen,
 Sagt, ob ich selig bin?

Das klingt kühn genug.¹ Aber kein Zweifel: ich überschätzte mich selber. Hätte ich wirklich dazu getaugt, mich völlig mittellos durch die Welt zu schlagen, wie es andere, abgehärtetere Naturen getan? Ich glaube nicht. Ich war durch mein bequemes Vorleben, wo mir alles so leicht gemacht wurde, zu verwöhnt. Man muß eine andere Kindheit gehabt haben, um ein Kämpfer mit der Not des Lebens zu werden, wie Schiller es war, der als Mannheimer Theaterdichter von Mißerfolgen verfolgt, als er rat- und mittellos darhend von Ort zu Ort auf der Landstraße herumirrte, doch noch völlig sich selbst vergaß und unbeirrt und mutvoll gedankenvoll nur neue großartigere Entwürfe mit sich einhertrug, durch die er sein Schicksal besiegte. Oder wie Johannes Brahms, der aus noch dürftigeren Verhältnissen sich losmachte und ein paar Taler im Beutel, ein paar Notenblätter in der Wandertasche, als Vagabund siebzehnjährig aus Hamburg in die Fremde zog, um von Ort zu Ort aufzuspielen und dabei etwas deutsch-romantisches Gebirgsland zu sehen, ohne noch in der Fremde nach Protektion und Hilfe zu fragen, und der es nur dem baren Zufall verdankt hat, daß er mit einflußreichen Musikern zusammentraf, die den jungen Strömer entdeckten, fest hielten, das ganz Außerordentliche an ihm erkennend, und aus dem planlosen Selbstverschwender den planvoll schaffenden Künstler machten.

Dem Genie, das alles wagt, hilft Gott oder der gnädige Zufall. Wer weiß? Auch Franz Schubert wäre nicht so früh als Opfer seiner Armut zugrunde gegangen, hätte er sich abenteuernd als Virtuos in die Fremde, sei es auch nur nach Weimar oder Berlin, hinausgewagt, statt in der heimischen Enge sich auszuleben. Denn der Prophet hat Geltung überall, nur nicht in seinem Vaterlande.

Soll ich, nachdem ich so große Namen genannt, wagen, auch von mir zu reden?

Tatsache ist, daß der Trieb zum Künstlertum auch mich

¹ Vgl. Helle und dunkle Klänge S. 77.

völlig beherrschte. Zwar Musiktheorie trieb ich nicht; das sagte ich schon; es hätte mir zu viel Zeit weggenommen, und ich wäre Sklave der Musik geworden. Besser ist es, ihr Despot zu sein; denn man kann sie dann abtun, so oft man will. Mein Gehör allein mußte mir also helfen, wenn ich im Satz die Stimmen richtig führen wollte, und machte ich es falsch, so starb niemand daran. Denn nur ich war zumeist mein eigener Zuhörer. Mein Malen und Zeichnen blieb ungenügend, so viel ich mich auch darin versuchte. Wie gern hätte ich porträtiert, Form und Ausdruck des Antlitzes, die ich voll erfaßte, mit dem Stift zu Papier gebracht! Aber fast alle Versuche scheiterten, und nur Landschaften, Straßenveduten und Innenarchitektur gab ich einigermaßen richtig wieder. Wie gut, daß ich nicht auch noch zu kneten versuchte! Mit hilflosem Neid sah ich auf die Leistungen der Plastiker, die das größte Kunstwerk der Natur, die Menschengestalt, in der Zweckmäßigkeit ihrer Bildung, die als Schönheit vor uns tritt, nachschaffen können. Denn nur das Nachschaffen ist Begreifen.

Aber eins blieb, das Dichten, und ich war als Poet schon etwas mehr als Dilettant. Es war die Kunst des Wortes. Zwar das Sprechen liebte ich nicht; das Sparen mit Worten war ja bei uns Hausgewohnheit. Die Verse aber liefen mir, wenn ich einsam war, von selbst aus der Feder, ein klingender Rhythmus, und es war mir Stillung der Sehnsucht und wahre Wonne, wie die Hirtenflöte selig ist, wenn sie tönt.

Es war längst so weit gekommen, daß meine Freunde mich darin bestärkten. Man spielte mir das Buch von Feodor Wehl „Hamburgs Literaturleben“ in die Hand, das 1856 erschien und dem Geh. Legationsrat Varnhagen von Ense gewidmet ist. Das Buch schließt mit der Wehklage, daß Hamburg seit Klopstocks Tod keinen Dichter mehr erlebt habe. Warum sollte ich's nicht sein? Mein Jugenddrama wurde mit erstaunlicher Anteilnahme in unserem Lesekränzchen gelesen; jeder gab sich Mühe, und die Wirkung wuchs von Akt zu Akt.

Die „freundschaftliche Vereinigung“ der Primaner wurde gegründet; da hatte ich den Prolog zu dichten und sprach ihn als Rhapsode, hoch auf einer Kiste stehend, indem ich in schwungvollen Reimen alle lieben neun Musen des Parnas herbeirief, uns hilfreich zu sein. Mehr als diese geduldige Korona aber bedeutete mir eine Freundin, Elisabeth auf Schleme, die Tochter des Onkels, von dem ich berichtet habe. Sie wurde schon damals zu meiner Muse. Junge Männer verfallen leicht der Hingebung an junge Frauen, die ihnen an Alter und Reife überlegen sind, einerlei, ob sie vermählt oder unvermählt.

Sie war, wie ich glaube, zehn Jahre älter als ich und stand arbeitsam im praktischen Leben, aber wach und nachdenkend, kritisch feinfühlig und klaren Geistes. Es war erhebend, daß ich ihr Ohr fand, daß sie begierig auf jede Zeile war, die ich schrieb, und ich dachte: wenn ich hinfort mehr Wesen wie diese mit dem, was ich schaffe, beglücken kann, habe ich nicht umsonst gelebt. Unsre Freundschaft hat Bestand gehabt bis an ihr spätes Lebensende.

Was aber sollte ich nun studieren? Und überhaupt, was wollte ich auf der Hochschule? Ich habe für das, was ich trieb oder treiben wollte, zeitlebens und schon als Knabe niemanden um Anweisung und Rat gefragt, und so verhielt ich mich auch jetzt. Es war nicht Hochmut, wie ich meine, sondern ich verfiel gar nicht darauf, zu fragen. Ich fühlte mich pflanzenhaft, und alles wuchs in mir und kam von selbst, so geringfügig es auch war. Es ist seltsam, daß sich damals auch keiner meiner Lehrer meiner annahm, mich nach meinen Plänen ausfragte oder versuchte mir Rat zu geben. Unterblieb es nur deshalb, weil ich selbst nicht mit Fragen kam? Oder galt ich schon damals als Sonderling, den man einfach seinem Schicksal überlassen muß?

Ich grämte mich nicht darum und fühlte mich einsam, aber frei. Je einsamer, desto fesselloser kann man sich erschwingen. Unser verehrter Direktor Classen lud uns zum

Abschied zu sich zum Tee. Der Tee war gut, der Kuchen reichlich; ich aber übte auch hier die Kunst des Schweigens; denn wer schweigt, lernt mehr, als wer selber spricht. Classen aber erzählte uns da in der sprudelnden Lebhaftigkeit, die ihm eigen, aus seinem Leben. Es war ihm wie mir ergangen; auch er war als Knabe zum Kaufmann erzogen worden; das interessierte mich sehr. Er promovierte in Bonn, wurde Hauslehrer im Hause Niebuhrs, wurde Privatdozent und dozierte in Kiel und endete trotzdem als Schullehrer und Gymnasialdirektor. Würde es auch mir so ergehen? Ich gelobte mir: nein. Da fing mein Freund Martens von mir und meinem Vorleben zu erzählen an. Martens war wie mein guter Mentor, und erwähnte auch, daß ich die Absicht hätte, nach Leipzig zu gehen. Die Folge war, daß Classen sich mir freundlich zuwandte und mir sogar eine schriftliche Empfehlung an den berühmten Leipziger Lateinprofessor Friedrich Ritschl mitgab. Er taxierte mich also als Latinisten, schätzte mich als zukünftigen klassischen Philologen ein.

Ich staunte, denn meine geheimen Absichten waren ganz andere, und es ist ein Wunder, daß es doch schließlich so gekommen ist, wie er es gedacht zu haben scheint. Hatte der weise Mann im Buch des Schicksals gelesen? Oder kannte er mich besser, als ich mich kannte?

So reiste ich denn leichten Sinns vom Berliner Bahnhof ab, zunächst mit meinem Bruder Alexander nach Berlin, wo er Beschäftigung suchen wollte, und weiter ohne ihn nach Leipzig, der Seestadt an der Pleiße. Im Hafen dieser Seestadt liefen viele Lebensschiffe junger Unternehmer aus und ein, und man befrachtete sie da mit Gelehrsamkeit. Würde es auch mir gelingen? In meinen Koffer packte ich Bücher, Schiller voran und das Nibelungenlied, mein griechisches und lateinisches Lexikon und einen lateinischen „Gradus ad Parnassum“, aber auch Notenpapier und meinen schönen Malkasten. Der Abschied von den Meinen war bewegt. Ich sah die Tränen meiner Mutter, aber ich küßte sie weg in

aller Munterkeit; denn es ging hinaus auf neue Bahnen. Frei, aber einsam.

Wie tief der Abschied meine Mutter bewegt hat, erfahre ich erst jetzt aus meines Vaters Tagebuch; ich lese, daß sie weinte, als ich fort war, wie sie nur einmal im Leben, nach dem Tod meiner Schwester Evelina, geweint hatte. So danke ich es der Leitung des Himmels, daß es mir gegeben wurde, sie nicht zu enttäuschen. Ich ging ihr nicht verloren, sondern brachte Leben, frisches Leben, das darf ich sagen, ins Haus zurück, und es war unbeschreiblich beglückend, ihre Freude zu sehen.